OLZ

XLII / 8/9 AUGUST/SEPTEMPER 1939

Nach dem Hinscheiden des Herrn Professors Dr. Hans Ehelolf hat die Leitung der Abteilung Keilschriftforschung Herr Dozent Dr. A. Falkenstein, Berlin-Lichtenrade, Nürnberger Str. 13, übernommen.

Zur Frage der alttestamentlichen Textkritik[1].

Von J. Begrich.

Der Verfasser, der von der Überzeugung ausgeht, daß die gesamte textkritische Arbeit am Alten Testamente seit wenigstens zwei Generationen auf faulen und morschen Fundamenten ruhe, beabsichtigt nichts Geringeres, als das ganze textkritische und philologische Problem des Alten Testamentes grundsätzlich neu aufzurollen und die Arbeit auf eine tragfähige Grundlage zu stellen. Da hier ein Philologe aus der textkritischen Erfahrung seines Gebietes einen wertvollen Beitrag zu geben verspricht, da das Buch auch nicht bei allgemeinen theoretischen Gedanken und Erwägungen stehen bleibt, sondern die Bedeutung der richtigen Grundsätze am praktischen Beispiel vorzuführen bestrebt ist, dürfen die Ausführungen wohl Anspruch darauf erheben, von der getadelten alttestamentlichen Wissenschaft, die ihrer textkritischen Tradition übrigens nicht in naivem Vertrauen gegenübersteht, ernsthaft studiert und überdacht zu werden. Der Besprecher hat sich für seine Person jedenfalls verpflichtet gefühlt, erst nach wiederholtem genauen Studium des Buches das Wort dazu zu ergreifen.

Es wird sich empfehlen, vor dem Eintritt in das Gespräch mit dem Buche in aller Kürze eine Vorstellung von seiner Anlage und seinem Inhalte zu vermitteln. In einem 20 Seiten umfassenden ersten Teil beleuchtet der Verfasser zunächst die Zusammenhänge der alttestamentlichen Textkritik mit der philologischen Kritik der letzten Jahrhunderte, sucht dann die Prinzipien zu formulieren, welche infolge der von der Philologie erfahrenen Einflüsse hinter der bisherigen alttestamentlichen Textkritik gestanden hätten und sucht dann in ständiger grundsätzlicher Kritik die Grundlagen herauszuarbeiten, auf welche eine gesunde textkritische Arbeit am Alten Testament zu stellen wäre. Als praktisches Beispiel für eine gesunde textkritische Arbeit läßt der Verfasser auf 91 Seiten eine Untersuchung des Hoseatextes folgen. Seine Ergebnisse faßt er anschließend auf 5 Seiten zusammen. Zwei Anhänge sind beigegeben, von denen der erste um religionsgeschichtlicher Ergebnisse am Hoseatexte willen die Psalmen 16 und 82 textkritisch untersucht, von denen der zweite zur Begründung der Annahme eines assyrischen Lehnwortes Hosea 13, 15 (שסה = šāsū „schreien, einfordern") den Ausdruck *šisīt nāgiri* behandelt. Die Indizes am Schlusse umfassen ein Stellenregister, ein Sachverzeichnis und ein Verzeichnis der behandelten Worte, unter denen das Verzeichnis der hebräischen Worte besondere Aufmerksamkeit beanspruchen darf, weil hier zahlreiche vom Verfasser behauptete neue Wortbedeutungen für das hebräische Lexikon zusammengestellt werden.

Das Ziel der grundsätzlichen Ausführungen des Verfassers ist, sicherzustellen, daß der überlieferte masoretische Text im großen und ganzen Vertrauen verdiene und verhältnismäßig sehr wenige Verbesserungen erfordere. Wo Störungen vorzuliegen schienen, handele es sich in den weitaus überwiegenden Fällen um falsche Deutung des gut erhaltenen Konsonantentextes durch die späteren Überlieferer oder sei die Ursache des Anstoßes in mangelnden Voraussetzungen sprachlicher und namentlich lexikalischer Art bei den modernen Interpreten zu suchen.

In den Ausführungen findet sich vieles, was bei der textkritischen Arbeit ernsthaft Berücksichtigung verdient. Ich rechne dahin die Forderung, nicht eher zu einer Konjektur zu greifen, ehe nicht die Aufnahme und Sichtung des gesamten jeweiligen Überlieferungsbestandes und eine genaue sprachliche Interpretation die Notwendigkeit unabweisbar gemacht haben. Für die Interpretation wird mit Recht gefordert Rücksichtnahme auf den Unterschied des Konsonantenbestandes des masoretischen Textes und seiner Vokaldeutung, Rücksichtnahme auf geschichtliche Wandlungen in Syntax und Wortschatz, die angesichts der einheitlichen Punktation und der von ihr vorausgesetzten einheit-

1) **Nyberg, H. S.: Studien zum Hoseabuche.** Zugleich ein Beitrag zur Klärung des Problems der alttestamentlichen Textkritik. Uppsala: A.-B. Lundequistska Bokhandeln 1935. (VIII, 144 S.) gr. 8° = Uppsala Universitets Årsskrift 1935: 6. 5 Kr.

lichen Grammatik zu leicht unterschätzt werden könnten, vertiefte Untersuchung des Wortschatzes, Rücksichtnahme auf die Nachbarsprachen nach Syntax und Lexikon. Für die Auswertung der Handschriften und der alten Übersetzungen wird mit Recht die Forderung erhoben, man müsse Handschriften und Übersetzungen allseitig nach ihren Eigenheiten und Sonderlesarten untersuchen, um für den einzelnen Fall ein begründetes Urteil über eine Variante zu gewinnen, man müsse die Veränderungen, denen eine praktisch in Gebrauch gewesene Übersetzung wie die Septuaginta und die Peschitta in ihrer Geschichte unterworfen sei, vor ihrer textkritischen Benutzung sorgfältig studieren, man dürfe bei der Bewertung einer Lesart nicht das höhere Alter einer Handschrift entscheiden lassen, weil eine jüngere gerade das Richtige aufbewahrt haben könnte, man müsse wie beim masoretischen Text bei der Übersetzung die vorgefundene Konsonantenvorlage und die in der Übersetzung vollzogene Deutung unterscheiden. Sei eine Konjektur unvermeidlich, so habe man sich von willkürlicher Buchstabenumstellung fernzuhalten.

Wenn man die grundsätzliche Richtigkeit dieser Forderungen bejaht, so muß man doch die Bemerkung hinzufügen, daß die Ausführungen Nybergs hier der alttestamentlichen Wissenschaft eigentlich nichts grundsätzlich Neues sagen. Wenn schon zuzugeben ist, daß die Grundsätze nicht immer befolgt worden sind und ihre erneute Einschärfung ihren Wert hat, so geht doch die Behauptung, sie seien von der gesamten alttestamentlichen Wissenschaft verleugnet worden, sicherlich viel zu weit. Ja, man wird weiter zu sagen haben, daß bei einzelnen Grundsätzen Einschränkungen hinsichtlich ihrer Anwendungen zu machen sind. So kann die Rücksichtnahme auf Syntax und Lexikon der Nachbarsprachen nur mit einer gewissen Vorsicht gelten gelassen werden. Deutung eines alttestamentlichen Textes mit Mitteln einer anderen semitischen Sprache ist m. E. nur dann erlaubt, wenn sich das Ergebnis von anderen Gesichtspunkten her als sehr wahrscheinlich empfiehlt. Die exegetische Literatur kennt genug Beispiele, die zur Vorsicht mahnen. Ferner kann die Bewertung einer Variante einer Übersetzung nicht allein von dem Ergebnis einer Untersuchung über Übersetzungstechnik, Eigenheiten und Sonderlesarten abhängig gemacht werden. Immer muß mit der von allen Wahrscheinlichkeitserwägungen unabhängigen Möglichkeit gerechnet werden, daß eine wirklich ernsthafte Variante anzutreffen ist, deren Wert nicht allein nach dem Maße ihrer Verwandtschaft mit dem Schriftbilde des masoretischen Textes, sondern noch von anderen, später zu berührenden Gesichtspunkten her zu beurteilen ist.

Damit sind bereits die Punkte angerührt, bei denen der Widerspruch gegen Nybergs Ausführungen einzusetzen hat. Der Verfasser stellt die These auf, die Textkritik dürfe sich nur die Aufgabe stellen, die älteste schriftliche Überlieferung der jüdischen Gemeinde wiederzugewinnen. Denn er ist der Überzeugung, daß der Großteil der alttestamentlichen Texte erstmalig vom nachexilischen Judentum schriftlich fixiert und bis dahin nur mündlich tradiert worden sei. Was vor der schriftlichen Festlegung liege, sei entweder recht treu überliefert oder die Texte seien in der mündlichen Weitergabe umgeformt. In letzterem Falle könne man, um zum ursprünglichen Texte vorzustoßen, offenbar nicht mit der Annahme graphischer Veränderungen arbeiten.

Man wird das Berechtigte in diesen Ausführungen nicht verkennen. Sicherlich ist ein großer Teil der alttestamentlichen Überlieferung, wie er mündlich entstand — was übrigens gerade von der alttestamentlichen Wissenschaft nachgewiesen worden ist —, zunächst auch mündlich weitergegeben worden. Es fragt sich nur, wie lange. Daß erst in der nachexilischen Zeit die schriftliche Weitergabe wirklich eingesetzt habe, ist mit den allgemeinen Hinweisen des Verfassers auf mündliche Überlieferung im späteren Orient, soweit sie wirklich beweisen — schriftliche Überlieferung neben mündlicher S. 7f. —, nicht gesichert. Die Überlieferung in dem dem alten Israel benachbarten und mit ihm in mancherlei Beziehungen stehenden Assyrien, Babylonien, Ägypten legt die Wahrscheinlichkeit einer wesentlich früheren schriftlichen Fixierung jedenfalls näher. So bleibt einer besonnenen Textkritik m. E. nichts anderes übrig, als auch vor dem Zeitalter des Judentums mit Fehlern einer schriftlichen Überlieferung zu rechnen, und wenn sie wie in Ps. 19, 5 die Entstehung eines Fehlers aus älteren Buchstabenformen und ihrer Verlesung nachweisen kann (*baʿʿāṣ* statt *bāhem*), so läßt sich das Recht solches Verfahrens grundsätzlich nicht wohl bestreiten. Muß man hier dem Verfasser entgegentreten, so wird man sich auf der anderen Seite bereitwillig wieder darauf hinweisen lassen, daß den Möglichkeiten der Textkritik Grenzen gezogen sind und man sich unter Umständen mit einem non liquet zu bescheiden hat.

Dagegen muß um so nachdrücklicher der Grundsatz bestritten werden, daß bei verschiedenen Lesarten stets der lectio difficilior der Vorzug zu geben sei. Wenn es sich um eine sprachlich unanstößige Variante handelt, welche in Handschriften oder Übersetzungen

durch einen Ausdruck verdrängt worden ist, der eine weniger geläufige Vorstellung durch eine allgemein verständliche ersetzt, ist die Anwendung des Grundsatzes sicherlich am Platze. Aber man kann doch nicht übersehen, daß eine ganze Reihe „schwerer" Lesarten dadurch zustande kommen, daß man einem korrupt erhaltenen Texte, so gut es ging, unter äußerster Schonung des Konsonantenbestandes einen Sinn abzugewinnen suchte. Wo kommt man hier hin, wenn man auch hier der lectio difficilior den Vorzug geben wollte? Um den Gefahren der Willkür zu entgehen, wird man sicherlich die Fehlerhaftigkeit der lectio difficilior mit allen erreichbaren Mitteln festzustellen haben und den Nachweis versuchen müssen, ob sich nicht die fehlerhafte Lesart des masoretischen Textes aus einer Korruptel der in der Übersetzung erhaltenen richtigen begreifen läßt.

Der Verfasser ist im ganzen nicht geneigt, mit Verderbnissen des masoretischen Textes zu rechnen. Auch hier wird man widersprechen müssen. Dabei soll die grundsätzliche Überlegenheit des masoretischen Textes über die alten Übersetzungen bereitwillig eingeräumt werden. Die Zeiten einer Überschätzung der Septuaginta sind in der alttestamentlichen Wissenschaft doch wohl schon seit längerem vorbei. Auch wird man nicht bestreiten, daß die palästinischen Überlieferer in der Traditionslinie der Religion und Sprache des Alten Testamentes standen. Aber das alles reicht nicht hin, die Meinung zu rechtfertigen, der masoretische Text verdiene im ganzen Vertrauen und seine Dunkelheiten ließen sich bei einer richtigen philologischen Interpretation schon erhellen. Wer so urteilt, läßt die Möglichkeiten einer Handschriftenbeschädigung außer acht, er übersieht, daß in den konkreten geschichtlichen Verhältnissen, auf die sich z. B. Prophetentexte beziehen und die den späteren nicht mehr geläufig waren, Möglichkeiten des Mißverständnisses und der Fehldeutung liegen, er beachtet nicht, daß nach dem Aufhören der Prophetie das Verständnis für deren eigenartige Redeformen aufhört und sich von da her Möglichkeiten für eine abweichende Deutung ihrer Texte ergeben und was man sonst noch anführen könnte. Die im masoretischen Texte doppelt überlieferten Abschnitte können diese Gegenargumente nur wirksam unterstützen.

Endlich muß darauf hingewiesen werden, daß die von Nyberg geltend gemachten Grundsätze für eine brauchbare alttestamentliche Textkritik nicht hinreichen. Es ist noch allerlei anderes zu berücksichtigen, wenn nicht ein Fehlergebnis am Schlusse der Bemühungen stehen soll. Der Verfasser ist der Überzeugung, daß das Wesentliche getan ist, wenn die Handschriften verglichen, die Übersetzungen untersucht, das Verhältnis ihrer Lesarten zum masoretischen Texte geklärt ist. Ergibt sich, daß alle Übersetzungen den masoretischen Text voraussetzen, so kann dieser allein die Grundlage der Interpretation abgeben. Wenn sich diese mit all den oben gekennzeichneten Mitteln um sein Verständnis bemüht, wird sie, wenn sie nur richtig betrieben wird, den Text ohne Zuhilfenahme der Emendation schon befriedigend verständlich machen. Als Kriterium für die Richtigkeit der Interpretation wird in erster Linie die sprachliche Richtigkeit angegeben, in zweiter Linie — das kommt für die Behandlung des Hoseatextes in Betracht — die Übereinstimmung mit den Tatsachen der israelitischen Religionsgeschichte.

Zum Erweis dessen, daß diese Grundlegung der alttestamentlichen Textkritik nicht ausreicht, sei ihr einfach in großen Zügen das methodische Verfahren gegenübergestellt, welches sich in der Arbeit der heutigen alttestamentlichen Wissenschaft als brauchbar erwiesen hat. Daß es noch vertieft und verbessert werden kann, soll dabei nicht in Abrede gestellt werden.

Das Verfahren hält sich zunächst durchaus in den von Nyberg vorgezeichneten Bahnen. D. h. zunächst ist der handschriftliche Befund zu vergleichen, sind die Übersetzungen zu untersuchen, sind die vom masoretischen Text abweichenden Lesarten festzustellen und in der von Nyberg angedeuteten Weise kritisch zu prüfen. Die letzte Entscheidung über ihren Wert kann aber an dieser Stelle noch nicht fallen.

Dann aber hat man sich zunächst dem untersuchten Text in der überlieferten masoretischen Fassung zuzuwenden. Da dessen Eigenarten jeweils verschieden sind, soll hier angesichts der Anwendung der Grundsätze Nybergs auf den Hoseatext nur von prophetischen Texten die Rede sein. Man wird zunächst auf Grund der genauen Beobachtungen an den Gattungen prophetischer Rede den durchlaufend überlieferten Text in seine ursprünglichen Einheiten abzuteilen und deren Untergliederung festzustellen suchen. Je genauer und eindringender die Beobachtungen sind, um so sicherer werden sich die Feststellungen am untersuchten Texte machen lassen. Mit diesen Beobachtungen ist schon ein wesentlicher Schritt zum Verständnis der einzelnen Einheit geschehen und läßt sich für eine dunkle Stelle im allgemeinen der Sinn vermuten. Weiter helfen die Beobachtungen an der Versgestalt des Textes. Je umfänglicher das Beobachtungsmaterial ist, um so besser ist es. Daß Nyberg alles, was mit Metrik zusam-

menhängt, mit einer Handbewegung beiseiteschiebt, läßt sich nach meiner Kenntnis der Dinge jedenfalls nicht rechtfertigen. Die Feststellung des Verses gestattet, zu erkennen, ob ein Vers überfüllt oder zu kurz ist; sie ermöglicht, irrige Abteilungen der Zeilen in der Überlieferung zu erkennen, sie gibt, da die Form des Verses bestimmte Folgen für die Stilistik — das bedeutet wesentlich mehr als Parallelismus der Sätze — des in ihn gefaßten Wortlautes hat, die Möglichkeit, zu erkennen, ob der Text gestört ist oder nicht, gestattet in Verbindung mit den Gattungsbeobachtungen, den Fehler näher zu begrenzen und hilft ihrerseits mit, den Schaden zu beheben.

Die bisherigen Beobachtungen grenzen den Bereich der Möglichkeiten für die Klärung der dunklen Stelle bereits enger ein. Es ist klar, daß positiv im Stoffbereich der jeweiligen Gattung gesucht werden muß, ebenso, daß, falls sich die Einheit auf das Gebiet der Zeitgeschichte bezieht, deren Einzelheiten im Auge zu behalten sind wie natürlich auch die Tatsachen der Religionsgeschichte, erforderlichenfalls bestimmter archäologischer Bereiche und was sonst der Text an sachlicher Rücksichtnahme erfordern mag. In dieser Begrenzung hat die von Nyberg geforderte philologische Interpretation der betreffenden Stelle ihren Platz.

Ergibt sich trotz des sorgfältigsten Versuches, mit den Mitteln einer besonnenen philologischen Interpretation der Stelle einen befriedigenden Sinn abzugewinnen, kein Ergebnis, dann wird man sich entschließen müssen, eine Korruptel festzustellen. An dieser Stelle gewinnen etwa vorhandene Varianten ihre Bedeutung. Erfüllt die Variante den von verschiedenen Gesichtspunkten aus geforderten Sinn oder läßt sich hinter der Übersetzung eine mißverstandene Konsonantengruppe erkennen, die in anderer Aufteilung und Vokalisierung dem erwarteten Sinn entspricht, so wird man dem ursprünglichen Texte jedenfalls ziemlich nahe sein. Läßt sich zeigen, daß die masoretische Lesart aus der von der Übersetzung erhaltenen korrumpiert ist, wird man die textkritische Arbeit für abgeschlossen halten dürfen. Wenn nicht, so legt die Variante nahe, daß vielleicht eine speziellere Ausdrucksweise durch eine geläufige ersetzt worden ist. Dann bleibt nur der Versuch einer Konjektur, ein Weg, der im Falle des Fehlens einer Variante jedenfalls erprobt werden muß. Es versteht sich von selbst, daß hier mit aller methodischen Vorsicht zu verfahren ist, daß die Schriftformen und ihre Verlesungsmöglichkeiten, Hörfehler bei Abschrift nach Diktat, Verschreibungen usw. herangezogen werden müssen. Je breiter das gesicherte Parallelenmaterial ist, um so besser ist es. Man wird glauben dürfen, den ursprünglichen Text des Zusammenhanges erreicht zu haben, wenn der gefundene Wortlaut sprachlich einwandfrei ist, das Konsonantenbild aufs äußerste geschont wird, Abweichungen von ihm einwandfrei begründet werden, das Versmaß wie die Stilistik des Satzes im Verse zu ihrem Rechte kommen, Stoff und Sinn des betreffenden Gattungsmotives erfüllt werden und der Zusammenhang mit den oben genannten, jeweils in Betracht kommenden Bereichen gewahrt bleibt. Führt dieser Weg nicht zum Ziel, dann erst wird man vermuten dürfen, daß der Fehler tiefer liegt und von der schriftlichen Überlieferung aus nicht mehr aufgehellt werden kann.

Es ist sicherlich richtig, daß bei dem beschriebenen Verfahren „Recensio, Interpretatio und Emendatio" an bestimmten Stellen des Verfahrens ineinandergreifen. Aber das wird von der Sache selbst erfordert und läßt sich daher nicht vermeiden. Ebenso wird man in praxi zweifellos ein gewisses Maß von Unsicherheit zugeben, weil die Sicherheit des Verfahrens von dem Maße des Einblicks in die Gattungs- und Versbeobachtungen usw. abhängt. Grundsätzlich kann das aber die Methode nicht diskreditieren. Man muß sich bei ihrer Anwendung nur des seitherigen Standes der Beobachtungen bewußt bleiben und sich von da her die Möglichkeit offenhalten, von einer vertieften syntaktischen und lexikalischen Forschung für das Verständnis einer beanstandeten Stelle zu lernen.

Es ist notwendig, diese grundsätzlichen Überlegungen voranzustellen, wenn man ein begründetes Urteil über die von Nyberg am Hoseatext geleistete Arbeit gewinnen will. Daß seine Voraussetzungen nicht zureichen und seine Methode ohne die angeführten Kautelen zu unmöglichen Konsequenzen führt, kann an dem von ihm als geeignetes Demonstrationsbeispiel gewählten Hoseatext besonders deutlich werden. Denn der Verfasser läßt sich von der Interpretation des von ihm für wesentlich intakt gehaltenen Wortlautes zu Konsequenzen verleiten, welche die Brüchigkeit der Grundlage ad oculos demonstrieren: geläufigen hebräischen Worten wird eine ganz neue, andersartige Bedeutung zugeschoben, für welche es außerhalb des Hoseatextes keine Parallelen gibt. Und solcher Worte gibt es nicht wenige! Die Isoliertheit dieser Worte im sonstigen Hebräisch soll durch die Annahme begreiflich werden, hier handele es sich offenbar um nordhebräisches Sprachgut, was die judäischen Überlieferer verkannt hätten. Aber die Wahrscheinlichkeit ist nicht sehr groß, daß

der aller Wahrscheinlichkeit nach aus Benjemin stammende und im Süden des Nordreiches aufgetretene Prophet sehr viel anders gesprochen hätte als die Menschen im Süden der nahen Grenze. Religionsgeschichtliche Schlüsse werden gezogen und ihr Resultat bei der Interpretation anderer Stellen mitverwendet, die allem wiedersprechen, was man von israelitischer Religionsgeschichte weiß. So wird ein Gott ʿal erschlossen, ein alter kanaanäischer Kriegs- und Rachegott. Mit jedem Wort *melek* ist nicht der israelitische König, sondern der Gott Melek gemeint. Wo von den *śārīm* des *melek* die Rede ist, muß an den mythologischen Hofstaat des Melek gedacht werden. Aber wie Eißfeldt gezeigt hat, hat es nie einen Gott namens Melek gegeben! Nach diesen Beispielen wird man verstehen, daß in Nybergs Wiedergabe Hosea kaum wiederzuerkennen ist.

Diesen allgemeinen Sätzen seien einige wenige Beispiele der Interpretation selbst nachgestellt, die sich verhältnismäßig leicht kritisch beleuchten lassen. In dem von Nyberg zusammengenommenen Abschnitt 7, 4—6 wird zunächst V. 5 als den Zusammenhang unterbrechend ausgeschaltet. Aber kann man das zu Beginn der Untersuchung dieses Textes wirklich mit Sicherheit sagen? Der Vers wird als Bruchstück eines heidnisch-kanaanäischen Liedes gedeutet und übersetzt: „am Tage ‚unseres Melek' schöpften die Śarim Hitze vom Wein; er (der Melek) .... te seine Hand mit Ausgelassenen zusammen". Grundlage der Übersetzung ist der unveränderte masoretische Text. Aber wie wird die Übersetzung gewonnen? *malkēnū* kann nicht auf den irdischen König gehen, ist ein von Jahwe unterschiedener Gottesname „unser Melek", dem sich etwa „notre dame" vergleichen läßt. Die Śārīm sind der mythische Hofstaat des Melek. Die *lōṣᵉṣīm* — ein Hapaxlegomenon — können dann nicht im üblen Sinne aufgefaßt werden. Aus der als richtig angesetzten Grundbedeutung des Stammes „übermütig, zügellos" wird gefolgert, das Wort dürfte soviel wie „ausgelassen, von Wein erhitzt" besagen. *heḥᵉlū* kann mit *ḥālā* „krank sein" nichts zu tun haben, sondern ist wahrscheinlich ein von den Masoreten verkanntes Verbum, dessen Bedeutung aus dem Zusammenhang erschlossen werden muß. Aus dieser Stelle wie aus 8, 10 soll sich die Bedeutung „schöpfen, holen" ergeben. *Māšak jādō* bezeichnet anscheinend eine göttliche rituelle Handlung, da der *melek* offenbar Subjekt ist. — V. 4 wird wiedergegeben: „Alle begehen sie Ehebruch, wie ein Ofen (sind sie), der ohne Bäcker brennt ..." Nach N. soll die masoretische Akzentuierung des Partizips *bōʿéʳā* anzeigen, daß gar nicht die Femininform gemeint sei, welche die Exegeten hier haben finden wollen und an der sie sprachlichen Anstoß genommen haben. Es solle vielmehr das maskuline Partizip mit der Endung *ā* statuiert werden, das auch sonst im Hoseabuche noch bewahrt sei. Leider vermögen die Beispiele nicht zu überzeugen, und die Deutung, daß der Akzent zurückgezogen sei, damit nicht zwei Tonsilben aufeinandertreffen, ist nicht zu umgehen. So bleibt das feminine Partizip. In der Übersetzung der zweiten Hälfte fehlt das Subjekt. Ob man es mit N. so stillschweigend ergänzen kann, bleibt zumindest fraglich. Beiden Schwierigkeiten entgeht man bei anderer Worttrennung: *kᵉmō tannūr bōᵉēr hêm*: wie ein brennender Ofen sind sie. Beispiele falscher Worttrennung finden sich noch öfter. Dieser Text ist sprachlich einwandfrei, gibt einen klaren Sinn, erfüllt die Anforderungen des Metrums. Außerdem wird man den störenden Bäcker los, der nicht in die Zeile gehört. Es ist nicht einzusehen, warum Nyberg sich hier gegen die Anerkennung eines Textfehlers sträubt.

Die Beispiele müssen zur Veranschaulichung genügen. Sie ließen sich reihenweise fortsetzen und würden noch ganz andre Sinndeutungen und Worterschließungen zu kritisieren geben. Durch sie wird das einzelne, was man aus dem Buche lernen kann, fast unterdrückt. Um so mehr verdient es, namhaft gemacht zu werden. Ich rechne dahin die Beobachtung über alte Defektivschreibung der Partikel *kī*, 4, 17 den Vorschlag *ʾᵃhabhᵃbū* statt *ʾahᵃbū hēbū*, 5, 2 die Deutung des *mūsār* als Fessel, abgeleitet von einem dem Stamm *ʾsr* verwandten Stamm *jsr*, wenn man nicht einfach mit Sellin *mōsēr* lesen sollte. Endlich rechne ich dahin die Aufforderung, auf die asyndetischen Relativsätze mit der altertümlichen Nominalsatzanordnung Prädikat-Subjekt zu achten, wenngleich ich auch an keiner Stelle überzeugt worden bin, daß sie dort wirklich vorlägen.

Im ganzen wird man sagen müssen, daß das Buch, sehr im Widerspruch zu seiner eigentlichen Absicht, ad oculos demonstriert, daß mit den Voraussetzungen und Grundsätzen des Verfassers der masoretische Text nicht wirklich verständlich gemacht und daß die Voraussetzung seiner wesentlichen Intaktheit nicht aufrechterhalten werden kann. Wer sich aber vor Augen hält, was bei dieser Behandlung des Hoseatextes herauskommt, darf sich wohl gegenüber den absprechenden Urteilen des Verfassers, namentlich wenn er selbst der getadelten Zunft der Alttestamentler zugehört, die Frage erlauben, ob hier der Text

nicht mindestens ebenso Gewalt leidet wie bei denen, denen der Verfasser textkritische Willkür und Umdichtung der Texte vorwirft.

Besprechungen.

Allgemeines.

[Eyre, Edward:] **European Civilization, its Origin and Development.** By various contributors, under the Direction of E. Eyre. In 7 Volumes. Vol. VI: Political and Cultural History of Europe since the Reformation. London: Oxford University Press 1937. (1624 S.) 8°. 25 s. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Über das Werk im allgemeinen brauche ich kein Wort mehr zu verlieren, sondern kann auf meine Besprechungen der vorhergehenden fünf Bände in dieser Zeitschrift verweisen. Der 6. Band will die politische und geistige Geschichte Europas vom 16. Jahrh. bis zur Gegenwart darstellen und damit den eigentlichen Gegenstand des gesamten Unternehmens abschließen, denn die Beziehungen Europas zu anderen Ländern und Völkern, die dem 7. Bande vorbehalten bleiben, können das bereits fest umrissene Bild nur ergänzen und erweitern.

Die Spanne von der Reformation bis zur Gegenwart wird nicht von allen Bearbeitern gleich gefaßt und ausgefüllt; manche dieser Betrachtungen setzt erst später ein, während andere, mindestens einleitend, weiter ausholen. Demgegenüber wird im allgemeinen der Weltkrieg als Grenze eingehalten, wenn auch einige Ausblicke darüber hinausgehen. Die unmittelbar letzten Jahre werden nirgends einbezogen, wohl kaum absichtlich, sondern weil Werke solcher Art und solchen Umfangs ihrem Wesen nach niemals die Gegenwart des Lesers erreichen, niemals völlig „up to date" sein können. Es ist ihr Los und ihr Recht, im Augenblick des Erscheinens bereits ein wenig veraltet zu sein, sofern man darunter versteht, daß sie die neuesten Erscheinungen und Bewegungen noch nicht berücksichtigen; aber sie leisten einen unschätzbaren Dienst, wenn sie den Leser instand setzen, die Verbindung mit dem Heute selbst zu finden und dies Heute aus dem Gestern zu verstehen. Auch einige Sachgebiete, die bis dahin im Hintergrunde geblieben sind, sei es mit Absicht, sei es aus einem Mangel des Plans, der bei so weiter Anlage kaum zu vermeiden ist, will dieser Band nachholen, und endlich kommen hier einige Fragen zu Worte, die augenscheinlich dem Herausgeber besonders am Herzen liegen und für den Schluß aufgespart worden sind, um das Gesamtergebnis und den Gesamteindruck klar herauszuarbeiten.

Bevor ich zu einigen Beiträgen, keineswegs zu allen, ein Wort zu sagen versuche, zähle ich sie der Reihe nach auf: 1. H. M. Leclercq, Chronicle of Social and Political Events from 1640 to 1914. 2. A. H. Atteridge, The Paraguay Missions. 3. W. I. Williams, Ireland's Place in European Civilization. 4. I. Bonsirven, The Jews in the European System. 5. D. MacCarthy, The European Tradition in Literature from 1600 onwards. 6. T. Corcoran, The Education of Peoples since the Renaissance. 7. M. C. D'Arcy, Exegetical Method of History in Modern Times. 8. A. Fleming, The Scientific Method in Modern Times. 9. A. E. Taylor, Modern Philosophy. 10. M. C. D'Arcy, The Decline of Authority in the Nineteenth Century. 11. E. C. Butler, The Catholic Church and Modern Civilization. 12. M. C. Wand, Non-Papal Christianity from 1648 to the Present Day.

Der allgemeine Geschichtliche Überblick von Leclercq ist gut zu lesen; in dem Bestreben, nach Möglichkeit die gleichzeitigen Vorgänge nebeneinander zu ordnen, macht er manche Verbindungen sichtbar, die gewiß nicht jedem immer vor Augen stehen. Der Deutsche wird sich nicht wundern, die Geschichte Deutschlands öfters unter anderen Gesichtspunkten behandelt zu finden, als er es gewöhnt ist; sie erscheint hier als ein Glied unter vielen anderen und wird in andere Zusammenhänge eingefügt, z. B. der Siebenjährige Krieg in das langjährige Ringen Englands und Frankreichs. Wie ich schon früher bemerkt habe, wird Eyres Werk innerlich aus zwei Wurzeln genährt, die England und Katholische Kirche heißen, und zwar wirkt die zweite im Fortgang der Bände immer deutlicher auf die Darstellung. So wird auch hier z. B. aus dem Fernen Osten, China und Japan, nicht viel mehr berichtet als die Schicksale der Jesuitenmission im 17. Jahrh. Damit will ich keineswegs sagen, Leclercq sei parteiisch und urteile nur nach Katholisch oder Nichtkatholisch; so liegt es nicht, aber er läßt doch spüren, was seine besondere Teilnahme weckt. Übrigens holt er etwas nach, was im 4. Bande hätte erzählt werden sollen: die Entdeckung und Eroberung Amerikas durch Spanier und Portugiesen, die nun lediglich als Einleitung zur neueren Geschichte erscheint, besonders zur Entstehung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Im Einklang mit der gesamten Richtung lenkt Atteridge in einem besonderen Kapitel die Aufmerksamkeit auf den Jesuitenstaat Paraguay. Da ich so gut wie nichts davon wußte, habe ich sehr viel gelernt, ohne irgendein eigenes Urteil wagen zu dürfen; aber es

weckt doch leisen Zweifel, wenn der Verf. abschließend meint, die Eingeborenen hätten später auf diese fast zweihundertjährige Jesuitenzeit als auf ein „lost paradise" zurückgeschaut. Williger und freudiger folgt man der katholischen und zugleich vaterländischen Begeisterung, womit Williams Irlands Geschichte und Bedeutung schildert.

Gibt es gemeinsame Grundlinien in der europäischen Literatur? Woher kommen sie? Wie sehen sie aus? Haben sie sich im Laufe der Zeit geändert? Auf solche Fragen sucht MacCarthy zu antworten: in der Tat zeigt die europäische Literatur, so verschieden und so stark auch die Grundströme aus dem einzelnen Volkstum fließen, eine einheitliche Prägung gegenüber jeder anderen, z. B. der chinesischen, und verdankt diese Prägung den Griechen und dem Christentum.

In den folgenden Kapiteln wird die katholische Grundlage des Werks immer deutlicher. Es hat kaum einen Sinn, einzelnes herauszugreifen, denn dies Werk ist eben kein Wörterbuch, sondern ein Lesebuch. Man begegnet dem Geist des Ganzen, wenn D'Arcy die moderne exegetische Methode an der Bibelkritik erläutert und einschränkt, oder wenn er beim Verfall der Autorität im 19. Jahrh. eben an die Autorität der Kirche denkt. Butler zeigt uns, wie in den letzten anderthalb Jahrhunderten die politischen und sozialen Fragen der Zeit von den Päpsten, d. h. von der Kirche, beurteilt worden sind; die ausführlichen Auszüge aus Bullen und anderen Schriftstücken sind eine wertvolle Zugabe. Von allen Seiten tragen die Mitarbeiter einen reichen Stoff zusammen, eine Fülle der Belehrung für jeden offenen und unbefangenen Sinn; aber bald mehr in Abwehr bald mehr im Aufbau gipfelt alles in der katholischen Weltanschauung, ja man muß wohl sagen in der Katholischen Kirche. Um so wirksamer, je freier und weiter die Verfasser ihre Aufgabe angreifen; das tun sie in der Tat, und nur selten spürt man eine etwas ängstliche Bemühung, unbestreitbare Ergebnisse weltlicher Wissenschaft irgendwie mit der Lehre der Kirche auszugleichen. Im ganzen wahren sie alle eine sachliche Haltung und den Willen zur Gerechtigkeit, und es ehrt sie nur, wenn sie nicht verschleiern, daß ihre Haltung katholisch ist. Gerade wer diesem katholischen Boden fernsteht, findet hier die Gelegenheit, ihn in würdiger Vertretung kennenzulernen und sich mit dem katholischen Bilde der europäischen Geschichte und Kultur auseinanderzusetzen.

Otto, Walter: **Handbuch der Archäologie,** im Rahmen des Handbuchs der Altertumswissenschaft in Verbindung mit W. Andrae, H. Arntz u. a. hrsg. Lfg. 1. München: C. H. Beck 1937 (VIII, 20*, 238 S., 36 Taf.) gr. 8°. RM. 18 —. Bespr. von E. Kirsten, Leipzig.

Außerhalb der engeren Fachgrenzen der sog. klassischen Archäologie stehend, hat der Herausgeber des „Handbuchs der Altertumswissenschaft" den Versuch gewagt, ein Handbuch der Archäologie anzuregen und herauszugeben, das nach dem Scheitern früherer Versuche (schon 1913 erschien im selben Rahmen einmal eine 1. Lieferung von H. Bulle) unbedingt einem Bedürfnis entgegenkommt; es besteht auch die Aussicht auf baldige Vollendung des auf 6—8 Lieferungen berechneten Werkes; bereits vor Drucklegung dieser Besprechung ist die 2. Lieferung erschienen, eine 3. war ebenfalls für 1938 in Aussicht gestellt. Daß das Handbuch auch dem Orientalisten Wertvolles bieten wird, dafür bürgt schon die mehrfach programmatisch ausgesprochene universalgeschichtliche Betrachtungsweise des Herausgebers. Über das Gesamtwerk wird erst nach seinem Abschluß ein Urteil möglich sein. Einige grundsätzliche Anmerkungen werden indes schon jetzt erlaubt sein.

In dem einleitenden Kapitel „Begriff und Methode der Archäologie" von E. Buschor findet sich (S. 4) die Feststellung: „Im vorliegenden Handbuch sind Archäologien sehr verschiedener Art verzeichnet, die sich um die klassische Archäologie als Mittelpunkt gruppieren." Damit ist ebensowohl die Bedeutung des Handbuchs über die Grenzen der klassischen Archäologie hinaus wie seine Problematik berührt (vgl. S. 56). Aus der historischen Verflechtung mit dem Orient und dem europäischen und eurasischen Zentralraum entnimmt es (nach dem beiliegenden Geleitwort) die Verpflichtung, die sichtbare Hinterlassenschaft der vergangenen Menschen, die (S. 3) als der Gegenstand der Archäologie bezeichnet wird, auch für den Orient, West-, Nord-, Osteuropa und Zentralasien in die Betrachtung einzubeziehen und so die Behandlung der Archäologie in den Rahmen einzufügen, der für das gesamte Handbuch der Altertumswissenschaft gespannt ist, ja darüber hinaus nun auch die Denkmäler der Vorgeschichte Mittel- und Nordeuropas von Spanien bis Skythien zu berücksichtigen. Andererseits ist — und das lehrt schon die Raumanweisung für die nicht-„klassischen" Abschnitte der 1. Lieferung — mit der Ausweitung des Stoffes nicht eine Gleichwertung dieser Archäologien verbunden. Entsprechend dem deutschen populären Sinngebrauch (von dem die nordische Anwendung

von Arkeologie auf die einheimische Prähistorie am stärksten abweicht) steht die Archäologie des griechisch-italischen Kreises, also die der Antike im engeren Sinne im Mittelpunkt der Betrachtung. Das findet nun nicht eine systematische, sondern nur eine wissenschaftsgeschichtliche Erklärung, der Vorrang der „klassischen" Archäologie wird auf ihr Alter gegenüber den jüngeren Schwester- oder Tochterwissenschaften gegründet. Gerade dies gegenseitige Verhältnis ist aber neuerdings in Frage gestellt, und es scheint fast so, als sei das Handbuch bestimmt, noch einmal eine Zusammenfassung zu geben vor dem endgültigen Auseinanderfall der Einzelarchäologien. Immer mehr ist es ja das Ziel geworden, den Sondercharakter einer Kultur zu erfassen. Dazu gilt es 1. die künstlerischen Äußerungen einer Kultur selbständig zu behandeln, 2. die Archäologie nicht von der politischen und Kulturgeschichte zu trennen, wie es etwa für die orientalischen Abschnitte des gesamten Handbuchs vorgesehen ist (und schon Einwände hervorgerufen hat, vgl. Wilcken DLZ 57, 1937, 1859), sondern sie alle gerade zu einer Kulturgeschichte im umfassenderen Sinne zusammenzufassen. Diese Synthese würde keinesfalls ein Abgehen von der universalgeschichtlichen Betrachtungsweise bedeuten. Ist es doch, was trotz des Einspruchs der Vertreter der Völkermonographien betont werden muß, geradezu der höhere Sinn jeder monographischen Arbeit (die sich daher auch nicht nur auf die rassenverwandten Völker beschränken kann und darf), Bausteine zu einem universalgeschichtlichen Vergleich zu liefern, durch den erst die Sonderart des einzelnen Volkes, der einzelnen Kultur erkannt werden kann. Gerade von einem Standpunkt außerhalb der „klassischen" Archäologie her, wie ihn der Leser der OLZ einnehmen wird, dürfte die Abtrennung der Einzelarchäologien von den Einzelkulturgeschichten bedauert werden. Gewiß zeigt schon der Beitrag von Scharff in der eben erschienenen 2. Lieferung, daß den nichtklassischen Archäologien genügend Raum und freie Entfaltung der Darstellung zugestanden ist. Aber warum erscheinen diese Beiträge, wenn sie schon nicht mit der Darstellung der politischen und Kulturgeschichte verbunden werden sollen, nicht analog der „Kulturgeschichte des Orients" für sich nach Sachgebieten zusammengefaßt?

Diese Frage wird deshalb besonders brennend, weil die einleitenden Beiträge dieses Handbuchs kaum die Aufgabe erfüllen, Einleitung und System der gesamten Archäologie zu sein. Hier ist das Übergewicht der klassischen Archäologie zu stark, und es scheint mitunter die Hereinziehung der anderen Archäologien nur den Sinn der Feststellung zu haben: was muß ein Glied der klassischen Archäologie von dem Stand der anderen Archäologien wissen und kennen? Statt dessen möchte man eine gleichwertige Behandlung aller Einzelarchäologien und daneben eine Hervorhebung der gemeinsamen Züge[1] erwarten, die Einzelarchäologien aber in selbständiger Darstellung behandelt sehen, in deren Reihe die griechische und römische Archäologie durch die Zahl ihrer Denkmäler, das Gewicht ihrer Zeugnisse, letztlich durch die Klassik ihrer Schöpfungen von selbst die Bedeutung finden würde, die der Überordnung über die anderen Archäologien gar nicht bedürfte. Den systematischen Nachweis der Einheit der Archäologie, die das Handbuch seiner Konzeption nach voraussetzt, vermißt man leider ganz, insbesondere bei der Kürze des einleitenden Methodenkapitels (die Ausführungen von Schweitzer in der 2. Lieferung, die der systematischen Betrachtungsweise zustreben, gelten nur einem Teilproblem), und über die grundsätzlichen Methoden „der" Archäologie muß man gar teilweise noch die Ausführungen in der Ausgabe von Bulle von 1913 ergänzend heranziehen; dort ist eher ein Gegenstück zu den Abschnitten über die Methoden und Hilfsdisziplinen in den literargeschichtlichen Teilen des gesamten Handbuchs der Altertumswissenschaft geboten. So wird man die 1. Lieferung des Handbuchs einigermaßen enttäuscht aus der Hand legen. Doch darf schon jetzt betont werden: um so mehr rechtfertigt die 2. Lieferung das Vertrauen, das man von vornherein dem Plan entgegenbringen wird. Es muß auch bedacht werden, daß der Inhalt der 1. Lieferung durch die Zusammenfügung der Beiträge ganz verschiedengerichteter Mitarbeiter besonders problematisch werden mußte, weil es hier um die Grundfragen der Archäologie geht. Immerhin wird man es trotz der Tiefe der darin vorgebrachten Gedanken bedauern, daß die einleitende Betrachtung von einem Mitarbeiter verfaßt wurde, der jede prinzipielle Äußerung zur Methode ablehnt, damit aber die gewiß zu recht beobachtete Tatsache

1) Eine dritte Möglichkeit dürfte wohl mit Recht außerhalb des Gesichtskreises der meisten Mitarbeiter liegen, obwohl sie leider als Studienfach schon vorkommt, nämlich das Studium aller Archäologien als des ersten Teils der Kunstgeschichte, ein Versuch, der dann an der Eigenständigkeit aller dieser Kulturen scheitert; insbesondere kann ohne wirkliche Sprachkenntnisse nie von einem Verständnis der Kunst einer dieser Kulturen gesprochen werden, das gilt von den orientalischen (Scharff 61) ebensowohl wie von den antiken.

der Verschiedenheit der Methode der großen Forscher zwar pädagogisch mit Recht als Vorbild aufstellt, aber dadurch die wissenschaftsgeschichtlich und -systematisch bedeutsame Frage der Gleichheit in der Verschiedenheit (eine Gleichheit, die bei den Vertretern des Durchschnitts allerdings leichter zu bemerken sein wird) ganz außer acht läßt. Andererseits aber wird man zu dieser 1. Lieferung auch feststellen müssen, daß die sachlich orientierenden Abschnitte in ihrem 2. Teil ebenfalls noch nicht sämtlich alle Erwartungen erfüllen, so daß etwa der Beitrag von Pernice in der 2. Lieferung viel eher — so wie es auch der Zweck dieser Abschnitte über die Quellen ist — eine sachliche Übersicht und Aufzählung gibt als der Beitrag von Rehm in der 1., in dem Ausführungen, die ins Handbuch der Epigraphik gehören, die eigentliche Fragestellung nach den Beziehungen der Denkmäler zu den Inschriften überdecken (so daß geradezu Pernice 307—313 eine Ergänzung bietet), während die für die Datierung vieler Denkmäler wichtigen Probleme der Schriftentwicklung nur in Form von Anregungen gestreift werden, auch der Gesichtspunkt der Schrift als Kunstwerk und des Schreibstils (Anordnung der Buchstaben und Zeilen, nicht nur Buchstabenformen) kaum berührt wird.

Diese allgemeinen Ausstellungen mußten, gleichsam als Betrachtungen von außen, vorangestellt werden, um die Hervorhebung der wesentlichen positiven Leistungen, die auch diese 1. Lieferung schon enthält, nicht zu unterbrechen. Es dürfen dazu vielleicht die zwei Fragen gestellt werden: gibt das Handbuch dem außerhalb der Archäologie Stehenden ein umfassendes Bild, spezieller: erlaubt es dem klassischen Archäologen, sich ein Bild von den Nachbararchäologien zu machen und umgekehrt ermöglicht es, die klassische Archäologie als Hilfswissenschaft der anderen Archäologien zu verwenden? Und zweitens: ist es imstande, auch jetzt noch entsprechend dem Alter der griechisch-italischen Archäologie den jüngeren, zum Teil noch um die Befreiung von der Philologie oder der Paläontologie ringenden Archäologien Anregung, methodische Wegweisung und Hilfe zu geben? Die weitere Frage, ob das Handbuch seine Zielsetzung erfüllt, auch dem Spezialisten innerhalb der klassischen Archäologie den Überblick über ihren Gesamtorganismus zu ermöglichen, kann erst nach dem Vorliegen des Gesamtwerkes erörtert werden.

Die vorliegende 1. Lieferung umfaßt nach einem Einleitungsabschnitt „Begriff und Geschichte der Archäologie" den größten Teil der Behandlung des 1. Hauptteils: „Die Quellen", in dem als Hilfsmittel der arch. Forschung nacheinander die Denkmäler, die Münzen, die Schriftdenkmäler und (dann in der 2. Lief.) die literarischen Zeugnisse behandelt werden (hier könnte man nur eine Berücksichtigung der antiken Topographie vermissen, der ebenso wie der Epigraphik, insbesondere bei siedlungstypologischer Betrachtung, das Recht zukommt, als Hilfsmittel der Archäologie betrachtet zu werden). Nach Form und Inhalt stellt sich der Abschnitt über die Denkmäler von Th. Wiegand am ehesten neben die Methodenkapitel von Buschor und Koepp, verdient aber besondere Hervorhebung, vielleicht nicht so sehr durch seine wissenschaftliche Systematik[1] wie durch seine persönliche Note. Sie läßt diese Anweisungen für den Ausgräber (S. 96—118) von der Methode der Veröffentlichung bis herab zur Verwendung des Photomaterials und hygienischen Vorschriften als die wunderbar plastische Zusammenfassung der Erfahrung langer Ausgrabungstätigkeit, geradezu als ein praktisches Testament des bald nach der Versendung der Sonderabdrucke seines Beitrags verstorbenen großen Organisators der Archäologie erscheinen. Hier hat alles, was gesagt ist, wie auch das, was fehlt, biographischen Wert: das Zurücktreten der Methoden der Schichtengrabung, wie überhaupt das der Fundstellen frühgriechischer und archaischer Zeit (Malthi, Asine, Lesbos, Lemnos, Perachora, Kalydon, die verschiedenen Plätze auf Kreta), die Berücksichtigung vor allem der Ausgrabungsplätze des Ostens (S. 96, 1), das erklärt sich wie die Aufstellung der Berliner Antiken-Museen als Vorbilds modernen Museumsaufbaus (S. 161/3) aus Wiegands eigener Tätigkeit. Eine wesentlich erweiterte, doch nach englischer Kritik nicht bis zur neuesten Zeit fortgeführte umfassende

1) Das gilt insbesondere von der Übersicht über Forschungsreisen und Entdeckungen (88ff.), die keine Vollständigkeit anstrebt, dafür nur einige Beispiele: es fehlen in ihnen ebenso die englischen Reisen in Kreta (Pashley, Spratt), wie die dortigen Ausgrabungen der Italiener; auch die italienischen Grabungen auf Rhodos (neuerdings auch Konservierungsarbeiten in Lindos) werden nur gestreift; für Sparta ist die Wiederaufnahme der engl. Grabungen 1924ff. nachzutragen. Wie bisher zumeist von der deutschen Archäologie sind auch hier die belgischen Grabungen in den ausgedehnten spätantiken Ruinen von Apamea in Syrien übergangen (Bull. Mus. R. d'Art 1931, 23ff., 1932, 42ff., 1933, 2ff., 1935, 2ff. L'Antiquité classique 1932, 233ff., 1935, 199ff., 1936, 405ff., Riv. Arch. crist. 1936, 333ff.). Überhaupt scheint bisher kaum hervorgehoben (vgl. Antike 1938, 332), daß aus spätantiker Zeit an vielen Orten Zeugnisse neuer Kulturblüte erhalten sind, die freilich nicht selten mit der Aufgabe der ländlichen Siedlungen zusammenging. Für die nicht verderbliche, sondern segensreiche Wirkung germanischer Ansiedlung auf dem Reichsboden führt Wiegand 80 sehr glücklich Tertullian (de anima 30) an.

Zusammenstellung der Ausgrabungsgesetzgebung der ganzen Welt (S. 118—131) läßt noch die Wirksamkeit des Präsidenten des Arch. Instituts des Dt. Reichs erkennen. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß dieser Artikel weithin nur einen leicht überarbeiteten Neudruck seines Beitrags zu Bulles Handbuch von 1913 darstellt. Die persönliche Note seiner Ratschläge gibt aber durch die auctoritas des Sprechenden manchen Sätzen den Charakter verpflichtender Mahnungen, ja nun gerade der Erinnerung an Grundsätze, die bereits wieder in der deutschen Archäologie vergessen zu werden drohen (wohl mitunter, weil sie den Gesichtspunkten kunstarchäologischer Forschung fernstehen, eher die Forderungen umfassender historischer Betrachtung der antiken Kultur erfüllen) wie etwa S. 98: „wenn man in alten Städten nur das hervorragendste Gebäude ausgräbt und sonst alles liegen läßt, dann bricht man gewissermaßen aus dem Diadem das Kleinod heraus — den Metallreifen wird selten noch jemand beachten." S. 106: „Die Grenzen einer Ausgrabungspublikation müssen so weit wie möglich gezogen werden. Nicht auf den engen Mauerring einer Stadt darf man sich beschränken, sondern das Stadtgebiet, die ganze Landschaft mit Berg und Tal, Straßen, Kastellen, Gutshöfen, Grabmälern und Grenzzeichen soll man sorgfältig aufnehmen; denn gerade diese Züge sind es, die das Bild umfassend und anschaulich gestalten . . . Keine Epoche, auch nicht die der nachrömischen Zeit, darf nebensächlich behandelt werden."

Wiegands Beitrag ist auch darin ein Spiegelbild des großen Organisators, daß in ihm in der geschichtlichen Übersicht der Zerstörung und Wiedergewinnung der Denkmäler wie in der Exemplifizierung bei den praktischen Anweisungen jene universalhistorische Betrachtung rein ausgeprägt ist, die die Archäologien aller Weltgegenden gleichgeordnet nebeneinander stellt und doch zusammen sieht. Gerade bei der Erwähnung prähistorischer Grabungen auf deutschem Boden wird es deutlich, daß die Einheit der Archäologie, um die W. bis zuletzt gekämpft hat, die Einheit der Methode, aber nicht einen klassizistisch verstandenen Vorrang der griechisch-italischen Archäologie vor Prähistorie und orientalischen Archäologien bedeutet.

W.s Darstellung der praktischen Anwendung archäologischer Methode wird ergänzt durch E. Buschors Ausführungen über „Begriff und Methode der Archäologie" (3—10), die die Grundstruktur dieser Methode beschreiben, ihren Ausgang von den einfachsten Wahrnehmungs- und Denkformen aufzeigen wollen. Dabei wird die Beschränkung der Archäologie auf die sichtbaren Dinge sehr scharf herausgehoben. Außerarchäologische Beurteilungen, also geistesgeschichtliche Einordnung und wohl schon jede über rein ikonographische Zusammenstellung hinausgehende Hermeneutik sind nur Hilfsmethoden. Für den Denkmälervergleich fordert B. die Gliederung nach Rangstufen, und das ist der Grundzug seiner Betrachtung: von der psychologischen Beschreibung der Methode schreitet sie vorwärts zum Ethos der Archäologie, weiß von der Relativität, der Persönlichkeitsgebundenheit aller Methode, bejaht und fordert sie und spricht es deutlich aus, daß die Tiefe, nicht die Breite der Einordnung entscheidet. „So ist der oft als tiefsinnig gepriesene Spruch ‚monumentorum artis qui unum vidit, nullum vidit, qui mille vidit, unum vidit' nur von sehr bedingter Gültigkeit" (B. 8). Dies Ethos ist das der Wissenschaft, die Archäologie hat es nur mit der historischen Erscheinung der Kunst zu tun, nicht mit ihrem Wesen, ihrer nicht beschreibbaren Gestaltung des Unaussprechlichen. In ganz persönlichen Worten spricht B. von der Form der archäologischen Darstellung; seine eigene Leistung, etwa in der Wiedererweckung der Frühgeschichte des samischen Heraion (Ath. Mitt. 55, 1930, 1ff.), steht hinter der sonst so seltenen Anerkennung der Möglichkeit, ohne Einzelargumentation durch die Geschlossenheit des Aufbaues eines Gesamtbildes (selbstverständlich unter Benutzung aller Quellen) eine These zu erweisen. Damit tritt der humanistische Grundzug von B.s Auffassung der Archäologie hervor, das Wissen darum, daß eine Lebenstotalität der Vergangenheit nur aus der Ganzheit eines Menschen wiedererweckt werden kann, deren Objektivität B. aus der Teilhabe an Ideen — wir dürfen wohl auch hinzufügen: aus der Gliedschaft in dem Objektiven eines Volkes — herleitet. Hier tritt nun zuerst eine Sonderbewertung der griech.-röm. Archäologie zutage, eine Rechtfertigung ihrer Stellung im Mittelpunkt der Archäologien. Sie wird historisch begründet aus ihrer Mitwirkung an dem Aufbau einer deutschen und abendländischen Bildung, aus ihrer geschichtlich betätigten Kraft, den Menschen zu verändern. B. erkennt selbst an, daß auch die jüngeren Archäologien (wie es namentlich das Ziel der prähistorischen ist) diese Kraft werden entfalten können (er bestreitet ausdrücklich auch Goethes Satz, daß „die orientalischen Altertümer zu sittlicher und ästhetischer Bildung uns wenig fruchten werden"). Unter dem Eindruck der deutschen Klassik löst er sich aber ebensowenig wie der sog. dritte, ja „erneuerte" Humanismus W. Jaegers von historischer Selbstbewertung, von

der Rückbeziehung auf das Vorbild Winckelmanns und gelangt so nicht zur Bewußtwerdung der von ihm selbst doch tatsächlich meisterhaft inaugurierten neuen Archäologie, die ich (in Anlehnung an das Zukunftsprogramm einer neuen griech.-röm. Philologie von Johanna Schmidt in der Zeitschr. „Volk im Werden" 1933, 46ff.) als „Wert-Archäologie" bezeichnen möchte, einer archäologischen Wissenschaft (und nicht nur einer klassischen Archäologie), die nicht etwa bewertet, sondern an die Kraft ihres Stoffes glaubt, „Schlummerndes zum Bewußtsein zu erwecken, unsere Enge zu erweitern" (B. 10), vor allem aber: in der Anschauung des Fremden und Früheren das Bewußtsein des eigenen Wertes zu wecken und so auf das Menschliche im fremden Kunstwerk die Antwort des eigenen Menschentums zu geben. Es ist klar, daß durch eine solche Wertlehre der Vorrang der griech.-ital. Archäologie aufgehoben wird; ihr Gegenstand tritt nicht anders als der der anderen Arch. nun in stärkerer Spannung dem wertbewußten Ich in seiner Volksindividualität gegenüber — auch hier gilt es, daß Selbstachtung, Bewußtwerden des eigenen Wertes, wie es eben auch jede Archäologie kraft des inneren Gehaltes der Kunst als ihres Gegenstandes weckt, die Achtung des anderen verstärkt. So scheinen B.s Ausführungen durch tiefste Besinnung auf das Verhältnis von Betrachtung und Wertgehalt des künstlerischen Stoffes der Archäologie dem Idealziel gleichgeordneter Archäologien nahezukommen und nur die, man möchte fast sagen, Bescheidenheit des historistischen Schlußgedankens scheint das in Frage zu stellen, indem sie Kraft und Aufgabe eines zukünftigen deutschen (aber analog auch bei anderen Völkern denkbaren) Humanismus in der Möglichkeit der „Wertarchäologie" zu gering einschätzt.

Eigenartig den Gegenwarts- und Zukunftstendenzen der Arch. (es sei bemerkt, daß von neuen, im tiefsten Sinne politischen Zielsetzungen der deutschen Arch. im ganzen Handbuch nicht die Rede ist) entrückt ist demgegenüber die Darstellung, die Koepp (53—56) von der zeitgenössischen deutschen Arch. mit kritischen Bemerkungen an den Schluß seines Beitrags, der Geschichte der Archäologie (11—57) stellt (er führt seine Geschichte nicht über Furtwänglers Tod herab). Wenn er hier (54) die Zeitbestimmung eines Denkmals aus seiner gesamten Umwelt als die moderne Methode wertet und bekämpft, so scheint er damit eher eine großenteils in der Arch. wie nach v. Wilamowitz in der Philologie zu unrecht aufgegebene denn eine gegenwärtig herrschende Auffassung der Stellung der Arch. in der Altertumswissenschaft[1] zu meinen. Die Arch. strebt ja jetzt allenfalls eine Nebenordnung, aber nicht eine Zusammenarbeit mit der Philologie an, seit das gemeinsame Zwischengebiet der Antiquaria von beiden aufgegeben, die Verbindung auf der höheren Stufe einer umfassenden Kulturgeschichtsschreibung aber als Ziel noch nicht voll anerkannt ist. Gerade die formalästhetische Betrachtung, die die Kunstarchäologie aus der Altertumswissenschaft heraus in eine allgemeine Kunstwissenschaft zu drängen droht, ist nicht als Erweiterung, sondern als Reaktion gegen jenen universellen Versuch gemeint. Koepps Worte richten sich so, wenn sie treffen sollen, nicht gegen den altertumswissenschaftlichen Ausgangspunkt (den er offenbar als Vertreter einer positivistischen Fachbegrenzung in ihr noch nachwirken sieht), sondern gegen eine antike-ferne philosophisch-theoretische Betrachtung und eine Kunstarchäologie, für die nicht ein Gesamterlebnis der Antike, sondern nur der Begriff des Kunstwollens eine Brücke schlägt zu einer Philologie, die formalistisch gerichtet ist oder aus dem Inhalt der Literaturwerke eine Idee als bewußte Absicht, ja Philosophie des Urhebers (und sei es selbst die werthaltige der Paideia) herauspräparieren will. Es steht zu erwarten, daß die allgemein in Deutschland sich anbahnende Abkehr von rein ästhetischer Betrachtungsweise in der Rückwendung auf das Volksganze als Träger der Kunst (darüber später in der Bespr. der 2. Lieferung) den Begriff des Kunstwollens, der Stileigenart so umgestalten wird, daß die klass. Arch. der umfassenden Vertiefung in die Gesamtleistung der Antike als des von den Meistern stets gewußten Maßstabes aller historischen Betrachtung eines Kunstwerkes immer mehr bedürfen wird. Dazu wird der von Koepp nicht gewürdigte Fortschritt in der Beschreibung (wie er namentlich mit dem Namen G. Rodenwaldts sich verknüpft) wesentliches beitragen, sofern nur auf der anderen Seite die klass. Philologie eine universellere Methode literargeschichtlicher Beschreibung entwickelt. Die griech.-ital. Arch. wird also hier gerade nach einer Reaktion zu der von Koepp samt dieser verworfenen Ausgangsstellung zurückstreben, d. h. aber, indem sie sich der Bindung an die klass. Alter-

1) Man vermißt in seinen Ausführungen jeden Bezug auf v. Wilamowitz' Auffassung der Arch., wie er sie etwa Erinnerungen 220 formuliert als „die Überzeugung, daß die Arch. als Wissenschaft von aller monumentalen Überlieferung, einschließlich dessen, was die Natur des Landes lehrt, an Bedeutung der alten allein auf Sprache und Literatur gerichteten Philologie mindestens gleichwertig ist, aber als bloße Kunst- oder gar Künstlergeschichte noch unzureichender als die alte Grammatik".

tumswissenschaft bewußter wird, im Verhältnis zu den orientalischen und nordeuropäischen Archäologien, das uns hier angeht, ihren Charakter als völkisch bestimmte Einzelarch., als Erforschung der Denkmäler eines Volkes, einer Kultur unter anderen stärker hervortreten lassen.

Koepps Geschichte der Arch. beschränkt sich, nach kurzer biographischer Würdigung der Begründer, der Zeit, in der (11f.) nicht die Arch. eine Geschichte hat, sondern die Archäologen Geschichte, und nicht nur ihrer Wissenschaft machten, auf die Geschichte der (nach einer von Koepp schon 1911 in den Göschenbändchen „Archäologie", bes. I 13, aufgestellten Teilung) vier Hauptaufgaben der Arch., Wiedergewinnung der Denkmäler, Beschreibung, Erklärung, Zeitbestimmung, dabei die Wendepunkte in jeder hervorhebend. Das Fehlen geistesgeschichtlicher Einordnung, das schon Winckelmann (18ff., 38) in eigentümliche kritische Beleuchtung stellt, wird ebenso deutlich wie das wohl eigenstem Erlebnis verdankte Überwiegen der Auffassung, daß der Fortschritt der Arch. sich in der Abfolge von Schultraditionen vollzieht — daher rührt die Kritik (32, 2) an den pädagogisch-normativen Fähigkeiten Furtwänglers bei Verkennung seiner ganz individuellen Arbeitsleidenschaft, die nur auf Erfüllung der als vorliegend erkannten Aufgaben, nicht auf Anregung von Schülerarbeiten gerichtet war. Das Verharren bei Problemen einer vergangenen Generation, bes. deutlich in der Vielansichtigkeit des Bildes von H. v. Brunn als des großen Gegenspielers von K.s Lehrer Kekulé, nimmt dem Bericht den eigentlichen Reiz, darzustellen was geschichtlich wirksam ist. So wird man auch vergebens eine Geschichte jetzt allgemein anerkannter Methoden oder Gliederungsprinzipien (etwa Abgrenzung klassischer Perioden, Begriffe wie der des strengen Stils, Verständnis archaischer und geometrischer wie spätantiker Darstellungsformen, Meisterscheidungen in der Vasenmalerei, Würdigung der röm. Kunst) suchen.

Wie die ganze Darstellung seit Zoega beschränkt sich, was die Kritik des Auslandes (vgl. schon Riv. Fil. 1938, 202ff.) hervorrufen muß, der Schlußabschnitt über die Arch. an den Universitäten (mit richtiger Wertung C. O. Müllers als Historikers, 44f.) und die Organisation der archäol. Institute ganz auf Deutschland (Übersicht über die ausländischen Institute nur 48, 2). Damit ist leider die Möglichkeit nicht benutzt, in einer allgemeineren Charakteristik der wissenschaftl. Methoden des Auslands wie seines Forschungsbetriebs das Verständnis ihrer Eigenart anzubahnen. Von der klass. Arch. schlagen nur die Bemerkungen über Pfostenlochgrabungen (30) eine Brücke zu den Nachbararchäologien. Aber gerade nur eine Zusammenfassung mit diesen jüngeren Schwestern (übrigens umfaßt die erst mit C. O. Müller, in methodischen Ausgrabungen gar erst mit Olympia einsetzende Geschichte der klass. Arch. kaum viel längere Zeit) hätte eine rückblickende Beschränkung auf Entwicklungsstadien gerechtfertigt, die die klass. Arch. hinter sich lassen konnte, sei es als die ältere, sei es dank ihrer Verbindung mit der gereifteren Wissenschaft von Form und Gehalt der antiken Literatur. So wird K.s Darstellung ergänzt durch Beiträge von Menghin (57—61) und Scharff (61—66), die nun gar durch Petitdruck die Überordnung der griech.-ital. Arch. deutlich machen.

Ein besonderer Hauptteil des Abschnitts über die Quellen gilt der Schrift und den Schriftzeugnissen, ebenfalls in Anlehnung an die Disposition des Bulleschen Handbuchs von 1913[1]; die 1. Lieferung enthält davon die epigraphischen Beiträge von Fr. W. Frhrn. v. Bissing und von A. Rehm über die orientalischen, kyprischen, minoischen (sehr wichtig 155ff.), mykenischen (191, dazu nun Mylonas, Am. Journ. Arch. 1936, 426ff.), griechischen[2] und italischen Inschriften.

Die ausführliche Würdigung der Inschriften als Hilfsmittel der archäol. Forschung findet ihre Rechtfertigung vor allem von den großen Ausgrabungsplätzen her. So findet sich denn auch bei Wiegand (99) die Anweisung: „von Anfang an muß die Expedition bei allen Ausgrabungen im Bereich des Mittelmeerkreises von einem archäologisch geschulten Epigraphiker begleitet sein". Das bedeutet nicht, daß, wie es in den Erstveröffentlichungen der französischen Expeditionen mitunter hervortritt, die Auffindung von Inschriften das erste Ziel der Ausgrabungstätigkeit sein soll, wohl aber, daß arch. und epigraphische Sammelarbeit, soweit die Grabung nicht nur frühgeschichtlichen Funden gilt, zusammengehen müssen. Ja, es sollte wohl auch ausgesprochen werden, daß die Selbstbeschränkung des Epi-

1) Grundsätzlich muß die Frage erhoben werden, ob es wirklich notwendig war, die Disposition von Bulles Handbuch noch nach fast 25 Jahren nahezu unverändert beizubehalten (auch die Berücksichtigung des „barbarischen" Mittel- und Nordeuropa war übrigens damals schon geplant); im wesentlichen ist nur die Trennung von griech., ital. und kaiserzeitlicher Kunst aufgegeben. Doch wird erst nach Vorliegen des Gesamtwerks über den Wert dieser Disposition geurteilt werden können.

2) Über die kleinasiatischen Alphabete 202, dazu neuerdings Miltner Forsch. Fortschr. 1938, 407f.

graphikers auf Vorlage der Inschriften und jetzt wohl allgemein der literarischen und inschriftlichen Regesten zur Stadtgeschichte eine unnötige Scheidewand zur Arch. aufbaut. Dort wo keine systematische Ausgrabung möglich ist, bedeutet das in den österreichischen archäol.-epigraphischen Reiseberichten, in den M.A.M.A. und den Arbeiten L. Roberts (bes. Villes d'Asie mineure) befolgte Verfahren der Zusammenarbeit oft einen wertvollen Beitrag der Epigraphiker zur archäolog. Denkmälerkunde. Daher gehören Anweisungen zur epigraphischen Technik (185/9) sehr wohl in ein Handbuch der Arch. Was aber die inhaltliche Bedeutung der antiken Inschriften für die Arch. angeht, so hätte man gerade bei der Verstreuung epigraphischer Publikationen außerhalb der corpora nützliche Hinweise (viel zu kursorisch 235/8) auf die Veröffentlichungen, nach Gruppen geordnet (Bauinschriften, Tempelinventare, Bildhauerinschriften) gewünscht, auch Zusammenstellungen wenigstens umfangreicher Veröffentlichungen nach Fundorten (die Übersicht 183/4 ist — fehlt doch sogar Olympia — unvollständig). Als Quellen der Arch., wie sie die Einordnung des Beitrags auffaßt, kommen die Inschriften so kaum zur Geltung. Statt dessen gibt Rehm wesentlich einen selbständigen Beitrag zur Frühgeschichte der griech. und ital. Schrift, der leider in der Frage des östlichen Ursprungs nicht auf den vorausgehenden ausgezeichneten Abschnitt v. Bissings abgestimmt ist. Die Betrachtung ist dann auch nicht in gleicher Breite in die historische Zeit der Schriftentwicklung fortgesetzt[1] (dafür aber auf Tafel 29—31 gut veranschaulicht), obwohl gerade da die Möglichkeit der Inschriftdatierung von Denkmälern einmal die Archäologen handbuchartig gelehrt werden müßte, soweit das namentlich die Differenzierung des Entwicklungstempos in den einzelnen Landschaften gestattet — die Bezeichnung einer Inschrift als archaisch ist nicht nur bei den Bronzeinschriften von Olympia (dazu Kahrstedt, Zur Geschichte von Elis und Olympia, GGN 1927) verhängnisvoll gewesen. Rehm führt neu die Charakteristik einer geometrischen und klassischen Schrift ein — bedenklich durch die Parallelisierung mit Stilepochen, wo doch die „klassische" Schrift (Tafel 29), später auch kopiert, erst der 2. Klassik des 4. Jhdts. gleichzeitig ist, die „geometrische" (Tafel 27, 2; 28) aber der Verfeinerung des Spätarchaischen entsprossen und seine Zierlichkeit ebenso umbildend wie die Euthydikos-Kore, aber auch Vorläuferin der Schrift der attischen Arché ist (nach der stärkeren Dynamik der Schrift des strengen Stils). Bedeutsam für die Arch. ist das Problem einer Stilgeschichte der Inschriften, von Rehm 213f. in seiner Wichtigkeit erkannt (für das Römische arbeitet er gut den Unterschied von Urkunden- und Monumentalschrift heraus), aber leider wie auch das Teilproblem des Verhältnisses von Schrift und Schriftträger, wo die Untersuchungen von Jacobsthal (229, 3) eine Fortsetzung erheischen, nicht ausführlich behandelt. Dagegen gibt v. Bissing[1] gerade hierzu Wesentliches für die künstlerische Bedeutung orientalischer Schriften, die sie viel unmittelbarer zu den Kunstwerken selbst stellt, in derselben Allgemeingültigkeit, wie sie das historische und realistische Relief zeigt. Die röm. Schrift (durch Tafel 33 bis 36 trefflich veranschaulicht) dagegen will nur als Monumentalschrift Kunstwerk sein, als Urkundenschrift ist sie nichts als praktisch (225), die griech. Schrift aber ist immer individuell. So hätte sie eine gesonderte künstlerische Würdigung (die Rehm 226 dem Archäologen zuweist) verdient, wie sie die Münze im Handbuch noch finden soll. In deren Behandlung sind mit Recht die Problemkomplexe getrennt, die bei Rehm durcheinandergehen.

Bisher liegt der durch Tafel 7—14 ausgezeichnet illustrierte Abschnitt über die Münzen als Quellen, als Hilfsmittel der Arch. vor (134—144). Der unterdes verstorbene Verfasser, K. Regling, ist sich weit schärfer als Rehm der Anforderungen und der Fragestellung des Handbuchs bewußt gewesen — er stellt sich eine klare Frage und gibt in einem wirklich Neues und Eigenes bringenden Aufsatz (in Anknüpfung an sein Buch „Die antike Münze als Kunstwerk" 89ff.) eine klare Antwort: Die Münzbilder griechischer Zeit (unter denen übrigens m. W. erst seit klassischer Zeit die Wiedergabe der Personifikation einer Polis hervortritt) können nicht als Wiedergabe von Statuen betrachtet werden. Dagegen ist eine Beeinflussung durch Stadtwappen möglich. Münzbilder, die nur zur Unterscheidung (als Beamtenwappen) erscheinen, treten zu den Gemmenbildern und können sich im Motiv an

1) Hier vermißt man ein Eingehen auf die Unterschiede der nur gemalten oder geritzten Inschriften, in denen oft viel früher jüngere Buchstabenformen erscheinen, so z. B. ein punktförmiges o in der von Rehm nicht entzifferten Inschrift der eretrischen Kanne Corpus vasorum ant. Deutschland f. 1, Taf. 40, 13: Ηεμίτριτον Πτοιοδόρο.

1) Seine Ausführungen werden nach ihrem organischen Zusammenhang (wozu die Bemerkung von Heidenreich N. Jahrb. 1938, 426) besser in der Würdigung der Einzelarchäologien der orientalischen Völker und der minoischen Kultur besprochen werden.

bekannte plastische Gruppen anschließen. Leider macht Regling keine genauen Angaben, wann im Hellenismus die dem Genos der Periegesen und Lokalchroniken entsprechende Sitte aufkommt, berühmte Kultbilder auf den Münzen abzubilden. Dem besonderen Verhältnis der Römer zur Geschichte ist das Auftreten von Darstellungen öffentlicher Bauten als geschichtlicher Leistungen der maiores, dann auch des regierenden Kaisers zuzuschreiben.

Die Schriftquellen zur antiken Kunstgeschichte, die durch die vorwärtsweisenden Bemerkungen von Schweitzer ebd. 381f. besondere Bedeutung erhalten, behandelt Pernice in der 2. Lieferung, deren Besprechung gleich nach Erscheinen der zugehörigen 3. Lieferung folgen soll.

Pfister, R.: Nouveaux Textiles de Palmyre découverts par le Service des Antiquités du Haut-Commissariat de la République Française dans la Nécropole de Palmyre (Tour d'Élahbel). Paris: Les Éditions d'Art et d'Histoire 1937. (56 S.; 9 Taf.) 4°. Bespr. von Ernst Kühnel, Berlin.

Seiner ersten Veröffentlichung über die in palmyrenischen Grabanlagen gefundenen Stoffreste[1] läßt der Verf. eine ergänzende Abhandlung folgen, in der er die später zutage geförderten Fragmente eingehend untersucht. Sie stammen sämtlich aus den oberen Geschossen des Grabturms von Elahbel, der 103 n. Chr. erbaut wurde, und werden dem 2. und frühen 3. Jahrh. zugeschrieben. Als Chemiker und Textilfachmann ist Pfister besonders berufen, uns über die technischen Eigenarten der verschiedensten Gewebe aufzuklären, und seine sorgfältigen Analysen haben uns schon zu einer ganzen Reihe wichtiger Erkenntnisse, vor allem bezüglich der ägyptischen Gräberfunde, verholfen. Von seinen Feststellungen an den Palmyra-Stoffen seien die interessantesten im folgenden kurz aufgeführt:

1. Die zur Einhüllung der bestatteten Mumien verwendeten Stoffe sind nicht ad hoc angefertigt, sondern man hat beliebige, leicht erreichbare Fetzen und nur zur äußeren Verkleidung kostbarere Gewebe verwendet.
2. Die zur Herstellung von Leinengeweben dienenden Webstühle müssen zum Teil recht groß gewesen sein; bei einem Stück läßt sich eine Breite von mindestens 175 cm nachweisen.
3. Als Färbemittel ist außer reinem Purpur und Krapp auch Indigo mit dem von einer indischen Schildlaus gewonnenen Färbelack zur Verwendung gelangt, der z. B. in Ägypten erst in frühislamischer Zeit auftritt.
4. Die gefundenen Baumwollgewebe dürften sämtlich aus Indien stammen; sie sind zum Teil bedruckt. Ein anderes Herkunftsland für Baumwolle kam damals schwerlich in Frage.
5. Es sind schon damals Tuniken aus einem Stück gefertigt worden, die in Ägypten erst später auftreten, mit ornamentalen Motiven, die sich auch in Dura nachweisen lassen. Die Herkunft der koptischen Kleidung wäre danach in Syrien zu suchen; dafür spricht auch die Nüchternheit der Farbgebung in den ältesten ägyptischen Tuniken, die erst allmählich bunterer Wirkung weicht.
6. Rote Wollstoffe mit feiner Wirkarbeit scheinen von palmyrenischen Kostümen iranischen Ursprungs herzurühren; zum Teil handelt es sich um spitz zulaufende Stoffgamaschen mit mittlerem Streifen.
7. Im Dekor tritt das syrische Element in den Vordergrund, nicht das iranische, das sich nur im Kostümlichen auswirkt. Da noch Ende des 3. Jahrh. der Zugwebstuhl in Syrien unbekannt war, kommt eine mechanische Wiederholung der Muster, wie sie die Sasanidenstoffe zeigen, nicht in Frage. Weinrankenornament ist sonderbarerweise in Palmyra nicht nachzuweisen.
8. Reste von dichten Geweben, ursprünglich mit eingeknüpften Noppen, könnten teppichartige Bedeutung gehabt haben.
9. Die gefundenen Seidenfragmente sind alle als chinesische Erzeugnisse der Han-Zeit anzusprechen, bis auf eines, mit Damastmuster, das auf den näheren Orient schließen läßt. Dazu kommt ein schon 1934 gefundener Seidenstoff gleichen Ursprungs, der den in China unbekannten, reinen Purpur enthält. Offenbar wurden in Syrien schon im 2. Jahrh. n. Chr. einfache Seidengewebe hergestellt unter Verwendung ungezwirnter chinesischer Rohseide, die man nach der Verarbeitung durch Auskochen in einem alkalischen Bade schmiegsam machte.
10. Ein Seidenstoff mit leinenartigem Schuß gibt Anlaß zu der Feststellung, daß in China nie Flachs-, sondern nur Hanfgewebe vorkamen, die von diesen oft schwer zu unterscheiden sind.
11. Bezüglich des Spinnverfahrens macht Verf. die Beobachtung, daß alle Leinen- und feineren Wollgewebe ebenso wie in Ägypten Linksdrehung aufweisen, während alle in-

1) R. Pfister, Textiles de Palmyre. Paris 1934.

dischen Baumwollerzeugnisse, chinesische Seiden und einige Wollstoffe rechts gedreht sind. Er findet die Erklärung dafür in der verschiedenen Handhabung der Spindel.

Außer einer katalogartigen Beschreibung der Fragmente, mit Angaben über Textur und Färbung, gibt der Verf. zusammenhängende Betrachtungen über die einzelnen Gruppen und zum Schluß eine Aufstellung über die Verteilung der Funde auf die einzelnen Geschosse des Grabturms von Elahbel. Alle, die sich mit den Problemen der antiken Textilkunst befassen, werden den sorgfältigen Untersuchungen Pfisters mit Interesse folgen und das vorliegende Ergebnis dankbar begrüßen.

Fridrichsen, Anton, **Linton,** Olof und Gösta **Lindeskog: Gillis Wetter in memoriam.** Leipzig: Alfred Lorentz 1937. (20 S., 2 Abb.) gr. 8° = Arbeiten u. Mitteilungen aus dem Neutestamentlichen Seminar zu Uppsala, hrsg. v. A. Fridrichsen. V. Bespr. von R. Bultmann, Marburg.

Mit Bewegung liest man die Skizze des Lebens und des Lebenswerkes G. Wetters, die Fridrichsen dem in seinem vierzigsten Lebensjahre verstorbenen Forscher gewidmet hat, und empfindet wieder schmerzlich, daß diese ungemeine Kraft der neutestamentlichen Wissenschaft so früh entrissen wurde. Besonders schmerzlich ist es, daß sein geplantes Pauluswerk unvollendet blieb. Von dessen Grundgedanken gibt Fridrichsen ein Bild, das durch ein im Anhang abgedrucktes Stück einer Rezension Wetters bereichert wird. — O. Linton schildert Wetter als akademischen Lehrer; G. Lindeskog hat ein Verzeichnis der Veröffentlichungen Wetters zusammengestellt.

Ägyptologie.

Hermann, Alfred: **Die aegyptische Königsnovelle.** Glückstadt: J. J. Augustin 1938. (61 S., 2 Taf.) 8° = Leipzig. Ägyptol. Stud., Heft 10. RM 4.80. Bespr. von H. D. Schaedel, Leipzig.

In den Leipziger Ägyptologischen Studien, die nach dem Willen ihres Herausgebers den Zweck verfolgen, „aus dem Geiste unserer Zeit die ägyptische Kultur in ihrer Besonderheit zu fassen", sind hintereinander zwei literargeschichtliche Arbeiten erschienen (Heft 9: Joachim Spiegel, Die Erzählung vom Streite des Horus und Seth in Pap. Beatty I als Literaturwerk, 1937. Heft 10: Alfred Hermann, Die ägyptische Königsnovelle, 1938), die sehr dazu angetan sind, der erwähnten Aufgabe gerecht zu werden. Die letztere ist Gegenstand dieser Besprechung[1].

1) Vgl. die Besprechung des Heftes 9 durch Siegfried Schott im 41. Band (1938) dieser Zeitschrift, Spalte 525—529.

Der Verfasser hat bereits früher auf die Eigenart der literargeschichtlichen Probleme in der ägyptischen Kultur hingewiesen[1]. In der vorliegenden Arbeit zeigt er, ausgehend von der Sphinxstele Thutmosis' IV., wie in dieser und den ihr verwandten Erzählungen kein freier Wirklichkeitsbericht, sondern eine bestimmte literarische Form vorliegt: die Königsnovelle. Diese klar faßbare Gruppe des ägyptischen Schrifttums sucht er in ihrer Wesensart zu erfassen und zeigt dabei, „wie im alten Ägypten die ‚Literatur' sich der ‚Geschichte' bemächtigt und umgekehrt das geschichtliche Bewußtsein sich der Literatur bedient" (S. 7). Das geschichtliche Ereignis, das Gegenstand einer solchen Erzählung ist, wird nicht einfach berichtet, sondern in einen bestimmten Zusammenhang gestellt, der zur Darstellung des bloßen Tatbestandes nicht notwendig wäre. Dies geschieht auf die Weise, daß man dem Ereignis an sich einen Anlaß vorausschickt und diesen ursächlich mit dem Ereignis verknüpft, so daß „die gegenseitige Bezogenheit von Anlaß und Ereignis den Untergrund abgibt, auf welchem hier Dinge erzählt werden" (S. 8).

Im ersten Kapitel gibt Verf. auf S. 9—11 eine Zusammenstellung der Ereignisse, die in der von ihm behandelten literarischen Form erzählt werden und führt zwanzig dazugehörige Texte auf, ohne damit das vorhandene Material erschöpfen zu wollen. Das in Frage kommende Ereignis ist jeweils eine königliche Großtat, weshalb der Name „Königsnovelle" gewählt wurde. Im einzelnen sind folgende Gruppen unterschieden: Erneuerung von Heiligtümern (z. B. Sphinxstele); Vollendung von Gebäuden („Inscription dédicatoire"); Neueinrichtung von Heiligtümern (z. B. Berliner Lederhandschrift); Opferstiftungen (z. B. Stele Ahmose I. aus Abydos); Durchführung kultischer Gebräuche (Neferhotp-Stele); Eroberungszug (Traumstele); Niederwerfung von Aufständen; Vertreibung von ausländischen Feinden (z. B. „Carnarvon Tablet"); Durchführung ausländischer Expeditionen; Brunnenanlagen (z. B. Kubanstele); Versorgung von Arbeitern und Handwerkern (Heliopolis-Stele Ramses' II. aus dem Jahre 8); Krankenheilung (z. B. Bentresch-Stele). — Wie die Ereignisse verschieden sind, so können es auch die vorhergehenden Anlässe sein. So kommen als solche vor: Träume; Botschaften, welche ein sofortiges Eingreifen erheischen; Berichte; Reisen;

1) „Zur Frage einer ägyptischen Literaturgeschichte", ZDMG 83 (1929) S. 44—66. — Besprechung von T. E. Peet, A Comperative Study of the Literatures of Egypt, Palestine and Mesopotamia, ZDMG 85 (1931) S. 215—220.

Besuche; das Fassen eines Planes; eine Thronsitzung. — Verf. zeigt dann an verschiedenen Beispielen im Umriß den typischen Ablauf der Königsnovelle. Oft wird die Richtigkeit des königlichen Planes noch durch Wechselreden mit einem auserwählten Personenkreis bestätigt. Daran anschließend wird dann von der Ausführung des Planes berichtet.

Im zweiten Kapitel weist Verf. zusammenfassend auf einige Abweichungen von diesem Schema hin, da auf eine Einzeluntersuchung der verschiedenen Geschichten in dem gegebenen Rahmen verzichtet werden mußte. Trotz verwandter Züge bildet vor allem die Bentresch-Stele eine Ausnahme, insofern in ihrem Mittelpunkt eine göttliche Wundertat und keine königliche Großtat steht. In der Erzählung des „Carnarvon Tablet", die den Anlaß novellenmäßig gibt, wird das Ergebnis in der „Ich-Form" berichtet, wodurch sich Anklänge an die Siegeshymnen und Selbstbiographien ergeben. Daneben treten auch Verkürzungen und Erweiterungen auf, die die Novellenform beleben aber nicht im Charakter verändern, wobei oft die Wirkungen der königlichen Großtat in die Zukunft Erwähnung finden. — Die Aufzeichnung der Königsnovelle vorwiegend auf Stelen kann als typisch angesprochen werden, da die Ereignisse nicht persönliche, sondern historische Bedeutung haben, und auf diese Weise der geschilderte Vorgang den Charakter eines Manifestes erhält.

Im Anschluß hieran geht Verf. auf die Frage einer ägyptischen Geschichtsschreibung ein und nennt die Königsnovelle nach ihrem Gehalt wie ihrer Aufzeichnungsart „die hervortretende Form geschichtlicher Darstellung" für den Ägypter. Er weist in treffenden Bemerkungen auf die Eigengesetzlichkeit des ägyptischen Geschichtsbewußtseins hin, das man den Ägyptern überhaupt hat absprechen wollen. Die vom Verf. hier kurz angeschnittenen Fragen verdienen für die Zukunft ernsteste Beachtung; demzufolge sei eine der wichtigsten Stellen wörtlich wiedergegeben: „Die in der Königsnovelle genau so wie in der Annalistik vorherrschende statische Auffassung des geschichtlichen Geschehens, welche die Kontinuität der Geschehnisse gewissermaßen nicht in der Zeit, sondern im Raum findet, und für die das Problem der Deutung des Werdeganges („Entwicklung") nicht besteht, steht so in engstem Zusammenhang mit dem Bedürfnis, das einzelne Ereignis, welches trotz mangelnden Zeitbewußtseins im abendländischen Sinne als Besitz des Bewußtseins bewahrt werden sollte, umzusetzen in ein überzeitliches Monument aus Stein und am besten in eine Stele" (S. 36).

Im dritten und letzten Kapitel erhebt Verf. literarhistorische Fragen nach Ursprung und geschichtlicher Wandlung der Königsnovelle, wobei aus Stoffmangel sich zunächst nur allgemeine Grundlinien erkennen lassen. Als Entstehungszeit nimmt er wohl mit Recht das Mittlere Reich an. Die Königsnovelle lebt als literarische Form über die Spätzeit hinaus bis in die Ptolemäerzeit fort, doch wird sie oft in das Legendarische umgebogen oder zur Rahmenerzählung für verschiedene Geschichten.

Zum Schluß weist Verf. noch auf die wichtige Erscheinung hin, daß niemals der Autor bekannt wird. Dies ist zwar bei den „Einfachen Formen" der Literatur nicht weiter verwunderlich, bei der „Kunstform" der Königsnovelle muß es aber als typisch für die ägyptische Geisteshaltung gelten: „Allein wesentlich ist in allen das Werk als solches, während sein Schöpfer nur als das notwendige Werkzeug zu seiner Erfüllung gilt" (S. 47).

Neben zahlreichen Übersetzungsproben gibt Verf. dankenswerterweise in einem Anhang vollständige Übersetzungen von fünf charakteristischen Texten: Berliner Lederhandschrift[1] — Stele Ahmose I. aus Abydos (Urk. IV, 26—29) — Heliopolis-Stele aus dem Jahr 8 Ramses' II. (Kairo 34504) — Bentresch-Stele — Sarapislegende (Tacitus, Historia IV, 83—84. Übersetzung von H. Kortenbeutel).

Bei der Durchsicht der Übersetzung sind mir bei den ramessidischen Texten (einschließlich der Bentresch-Stele) eine Reihe von Stellen aufgefallen, die m. E. anders wiedergegeben werden müssen. Ich möchte für einige von ihnen folgende Verbesserungen vorschlagen:

Heliopolis-Stele

Zeile 2f.: *kȝj·f r ṯḫn n mȝṯ ỉn ḥm·f ḳmȝ św ḏś·f m śtw·t·f mj ȝḫ·t·f* = Denn er (der große Quarzitblock) war höher als ein Obelisk aus Granit. SM selbst ließ ihn verarbeiten in seinem Strahlenglanz wie sein (d. Königs) Horizont (statt S. 53f.: „. . . ., der größer war als der Obelisk aus Granit. SM war es (auch) gewesen, der ihn (den Obelisken) selbst erzeugt hatte in seinen Strahlen (leuchtend) wie sein Horizont".). — *ḳmȝ* = anfertigen von Bildern und Statuen (WB V, 35 D). Der mit *ỉn ḥm·f* beginnende Satz bezieht sich entgegen Hermann, Anm. 116 klar auf *bjȝ·t*, Quarzitblock, das hier als masculinum aufgefaßt wird wie *kȝj·f* deutlich zeigt. (Ob *ỉnr* zu ergänzen?)

Zeile 3: *ḫȝ·t-sp* 8 *ỉbd* 3 = Jahr 8, Monat 3; (statt S. 54: „Jahr 8 Monat 1"). — So deutlich auf

1) Vgl. hierzu den nach Erscheinen der hier besprochenen Arbeit veröffentlichten Aufsatz von de Buck "The Building Inscription of the Berlin Leather Roll", Studia Aegyptiaca I (= Analecta Orientalia 17) S. 48—57, Rom 1938, wo eine neue Abschrift des Textes auf Grund neuer, nach besonderem Verfahren hergestellter Photographien geboten wird, nebst Übersetzung und Kommentar.

Taf. 2, die eine Photographie dieser Stele bringt, erkennbar.

Zeile 4: Lies *w'(·t) rnp·t hrw 3* = ein Jahr und drei (Schalt)tage (statt S. 54: „ein Regierungsjahr"). — Die Bezeichnung des vollständigen Jahres lautet *rnp·t hrw 5* (WB II, 430, 4), das aber im vorliegenden Fall noch um zwei Tage unterboten wird (die Statue, die im 8. Regierungsjahr am 21. XI. des Wandeljahres in Auftrag gegeben wurde, ist bereits am 18. XI. im nächsten Regierungsjahr fertig).

Zeile 6: *ist gm·n ḥm·f k·t ḫ3·t r gś·f m twt m bj3·t* = Da fand SM neben ihr (der oben erwähnten Kolossalstatue, *twt* '*3*) einen anderen Steinbruch mit Statuen, genauer gesagt mit Quarzitblöcken (statt S. 54: „Da fand SM einen anderen Stein (geeignet) als Quarzitstatuen"). — Sicher *ḫ3·t*, Steinbruch, zu lesen, wie auch weiter unten, Zeile 19f., mehrmals. Die Abbildung der Stele in der nach der hier besprochenen Arbeit erschienenen erneuten Behandlung des Textes von Hamada, Annales 38 (1938) S. 217—30, Taf. 30 zeigt dies deutlich. Die ältere Abschrift von Ahmed-Bey Kamal (Recueil 30, 1908, S. 215) gibt hier fälschlich statt . — *mbj3·t* ist hier wohl verkürzte Badalapposition zu *twt·w*.

Zeile 9: *ḳn·w prj-*' *m b3k mnw* = Die Tüchtigen, die angestrengt (tätig) sind beim Bearbeiten der Denkmäler (statt S. 55: „Die Starken mit herausfahrendem Arm beim Bearbeiten der Denkmäler"). — Zur angenommenen Bedeutung von „angestrengt tätig sein" für *prj-*' vgl. die mehrfach belegte Aufforderung an einen Arbeiter *prj-*'·*k* „streng dich an!" (WB I, 527, 7) und den neuägyptischen Ausdruck *k3·t prj-*', „angestrengte Arbeit" (WB I, 527, 12).

Zeile 11: *p3 śḫpr ḏ3m·w* = der welcher den Nachwuchs aufzieht (statt S. 55: „welcher die Generationen entstehen läßt"). — *ḏ3m·w* meint hier die Jungmannschaften, die junge Generation. Zum Ausdruck *śḫpr ḏ3m·w*, „die Jungmannschaft aufziehen", vgl. Pap. Harr 5, 9: *pr·j św m ḏ3m·w śḫpr·n·j* = ich stattete ihn (den Tempel) mit Jungmannschaften aus, die ich aufgezogen hatte (Ähnlich ebenda 4, 5; 26, 2).

Zeile 13: *r śḫpr·tn* = um euch (groß) werden zu lassen (= aufziehen) (statt S. 55: „auf daß Ihr existiert").

Kuban-Stele

Zeile 17: *mj ḫr ḏw* = komm aus dem Berg (statt S. 17: „komm auf den Berg!"). — Obwohl *ij ḫr* auch „kommen auf etwas" bedeuten kann, glaube ich doch, daß hier die Bedeutung „aus" treffender ist, vor allem mit Rücksicht auf das im folgenden Satz stehende *prj nw 3ś m-ś3 r3·k*, „so kommt alsbald die Flut heraus nach deinem Ausspruch"; (statt S. 17: ..so geht alsbald ..."). — *prj* terminus technicus für das Herauskommen des Wassers aus seiner Quelle (WB I, 523, 12).

Zeile 18: *mj ntk r*' *pw m ḥ'w ḫprj m ḫm3·f m3*' = wie du ja wirklich Rê bist an Leib und Chepre in seiner Gestalt (statt S. 17f.: „Wie Du ja Re bist leiblich. Es entsteht, was er schafft wirklich").

Zeile 19: *ỉw·k r nḥḥ ỉr·tw m śḫr·w·k śḏm·tw ḏd·t·k nb·t* = Du wirst ewig sein. Man handelt nach deinen Plänen, man hört auf alles, was du sagst (statt S. 18: „Du wirst ewig sein, wenn man Deinen Plänen entsprechend handelt. Alles, was Du sagtest, ist gehört worden"). — Die Unterordnung des *ỉr·tw* ist wegen des Inhaltes unmöglich. (Der König ist auch ewig, wenn nicht nach seinen Plänen gehandelt wird.) Außerdem sind *ỉr·tw* und *śḏm·tw* deutlich parallel gesetzt.

Bentresch-Stele

Zeile 4f.: *ỉnw·śn ḥḏ nb ḥśbḏ mfk3·t ḫ3·w nb n t3 ntr ḫr pśḏ·śn* = Ihre Geschenke, Silber, Gold, Lapislazuli, Malachit und alle (wohlriechenden) Kräuter des Gotteslandes waren auf ihren Rücken (statt S. 56: „Ihre Geschenke waren Silber, Gold, Lapislazuli, Malachit; allerlei Hölzer des Gotteslandes waren auf ihren Rücken"). — *ḥḏ* usw. sind Badalappositionen zu *ỉnw*.

Zeile 7: *wn ỉpw·tj n p3 wr n bḫtn ỉw ḫr ỉnw* '*š3·w n ḥm·t nśw·t* = Es ist ein Bote des Fürsten von Bechten gekommen mit zahlreichen Geschenken für die Königin (statt S. 57: „Es ist ein Bote da vom Fürsten von Bechten. Er ist gekommen mit zahlreichen Geschenken für die Königin"). — Zur Konstruktion *wn·f* mit altem Perfekt vgl. Erman, Neuägyptische Grammatik § 510.

Zeile 11: Lies *Ḏḥw·tj-m-ḫb* = Thutemheb (statt S. 57 „Thuthotep"). — So deutlich erkennbar auf dem Lichtdruck der Stele ÄZ 74 (1938) Taf. 5, wo übrigens von Ranke fälschlich als Aufbewahrungsort der Bentresch-Stele die Bibliothèque Nationale in Paris angegeben ist. Sie befindet sich aber bereits seit zwanzig Jahren im Besitz des Louvre unter der Bezeichnung C 284 und ist von Boreux im Guide 1932, S. 137f. beschrieben. Hierbei sei die ausführlichste Behandlung dieses Textes erwähnt, die leider an einer abgelegenen Stelle erschienen ist: Tresson, P.: «Un curieux cas d'exorcisme dans l'antiquité. La stèle égyptienne de Bakhtan», Revue Biblique 42 (1933) S. 57—78, mit ausführlicher Bibliographie, Übersetzung und Kommentar. (Bei Hermann, S. 11 nachzutragen.)

Zeile 28: Lies *hrw* 19 = 19. Tag (statt S. 59: „9. Tag"). — So deutlich auf dem Original.

Emery, Walter B.: **The Royal Tombs of Ballana and Qustul.** With Chapters by L. P. Kirwan. Vol. I. Text (II, 407 S., 118 Textzeichn.); Vol. II Tafeln (IX S., 118 Taf. mit zahlr. Abb.) 2° = Service des Antiquités de l'Égypte, Mission Archéologique de Nubie 1929—1934. Cairo: Government Press, Bulâq 1938. P. T. 550 —. Bespr. von Fr. W. Freih. von Bissing, Oberaudorf.

Etwas südlich von Abu Simbel liegen auf beiden Ufern des Nils eine Reihe großer Hügelgräber; der künstliche Charakter dieser Erhebungen ist von John Lewis Burckhardt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und von Miss Amelia Edwards, der Stifterin des Londoner Lehrstuhls für Ägyptologie, 1877 mehr oder minder erkannt worden. Dennoch hat man ihnen erst im Zusammenhang mit der planmäßigen Untersuchung Südnubiens aus Anlaß der neuerlichen Stauung der Nilwasser, die alle niedriger gelegenen Reste des Altertums zu vernichten drohte, die gebührende Beachtung geschenkt. Dazu haben wohl die Ergebnisse der amerikanischen Grabungen in Gammai im Sudan, über die der verstorbene Oric Bates und Dows Dunham in den Harvard African Studies VIII berichtet haben, sehr beigetragen, denn

diesen Forschern war die Ähnlichkeit der Hügel von Kostol (Qustul) mit den von ihnen ausgegrabenen nicht entgangen. Aber was in Kostol und Ballana den Gräbern entstieg, ließ die Funde von Gammai, ja alles was seit den Funden von Meroë, die mit Ferlinis Namen verknüpft sind, in Nubien und dem Sudan gefunden wurde, weit hinter sich — abgesehen vielleicht von Reisners Grabungen in Kerma, die eine weit zurückliegende Zeit betreffen. Es sind wirklich königliche Gräber, die sich hier aufgetan haben, die Ruhestätten nubischer Fürsten, von Nobaden nach den einen, von Blemyern nach den anderen. Die Herausgeber entscheiden sich für Blemyer, die Mehrzahl der anderen Forscher für Nobaden. Die Frage würde ihre Wichtigkeit haben, wenn wir von der Geschichte der Blemyer wie der Nobaden und ihrem gegenseitigen Verhältnis in den Jahrhunderten nach Christi Geburt mehr wüßten; sie mag auch für die anthropologische Untersuchung, die in einem eignen Band, Ahmed B. el Batrawi, Report of the human remains, vorliegt, von Belang sein. Für die Feststellung der Zeit und Kultur, der die Funde angehören, ist sie einstweilen belanglos.

Die in den Annales du service des antiquités de l'Egypte gegebenen vorläufigen Berichte ließen die Bedeutung der Funde nur ahnen, und nur der konnte sie einigermaßen ermessen, der sie im Museum von Kairo in der von der Direktion veranstalteten Ausstellung besichtigen konnte. In der Festschrift für den Münchner Dr. und jetzigen Prof. in Riga Francis Balodis (Senatne un Maksla I Riga 1938) habe ich das Ergebnis solcher Besichtigung kurz zusammengefaßt, das von dem sehr abwich, zu dem in ihren vorläufigen Berichten die Ausgräber gekommen waren: die Gräber gehören im wesentlichen nicht dem VI. Jh., sondern der Zeit um und bald nach 400 n. Chr. an, sie spiegeln uns alexandrinische Kultur jenes Jahrhunderts bzw. die Einwirkung dieser Kultur auf Südnubien wieder. In einer in der Festschrift zum 100jährigen Bestehen der ägyptischen Sammlung des Vatikans erscheinenden Abhandlung habe ich dann dies Ergebnis noch ausführlicher begründet und den nichtchristlichen Charakter der Gräber betont: die unzweifelhaft christlichen Gegenstände, die in ihnen zutage kamen, sind Beute eines uns von Schenute überlieferten Raubzuges nobadischer (nicht Blemyer!) Fürsten nach Ägypten. Ich kann nicht finden, daß diese Deutung irgendwie durch den jetzt vorliegenden ausführlichen Bericht Emerys erschüttert worden ist.

Der Bericht zerfällt in ein sehr ausführliches, Grab für Grab umfassendes Inventar, das von Plänen und Fundkarten unterstützt wird und Verweise auf die sachlich angeordneten Tafeln enthält, und eine Anzahl zusammenfassender Abhandlungen, eingeleitet durch eine breite und nicht sehr fördernde „Geschichte Nubiens im Umriß, von dem III. bis zum VI. Jahrh. n. Chr.". Man hat nicht den Eindruck, daß sie unmittelbar aus den Quellen geschöpft ist, denn sonst hätte dem Verf. die entscheidende Stelle in dem Leben des Schenute nicht entgehen können, in der ausdrücklich Edjoosch, Nubier, Nobaden, nicht Blemyer, als die Horden genannt werden, vor deren Grausamkeit Schenute die geflüchteten Bewohner Oberägyptens geschützt, die er an den befestigten Mauern seines eben erbauten weißen Klosters abgewehrt hat (ÄZ 40, S. 129, vgl. S. 137f.). Er nennt sie auch Barbaren. Die von Leipoldt gut ins Licht gestellte Rolle der Nubier im Gegensatz zu den Blemyern fällt für die Beziehung der Gräber von Ballana und Kostol auf Nobaden, gerade wenn man ihren Inhalt betrachtet, stark ins Gewicht. Es läßt sich viel für eine solche Gliederung des Stoffes sagen, wenn es auch ungemein mühsam ist, sich das Inventar eines Grabes im Bild zu rekonstruieren. Wenigstens hätte man gewünscht, daß bei wichtigeren Stücken die Beschreibungen ausführlicher gegeben wären oder mindestens die Abbildungen ausreichender wären. Wenn S. 65, 43 wir für eine eiserne Hacke mit eingepreßter „meroitischer Lebensbinde (Anch)" auf S. 328 verwiesen werden, so ist es enttäuschend, daß dort Fig. 102, 1 zwar das Bild der Hacke, aber ohne die Hieroglyphe gezeichnet ist. Viel schlimmer ist, daß von einem kunstgeschichtlich und für die Datierung der Funde so entscheidenden Stück wie der Silberschale Taf. 65 B mit dem Bilde des Apollon (?) Alexikakos nur eine ganz ungenügende Abbildung gegeben wird, die man ohne Lupe ebensowenig verwenden kann wie die Wiedergabe des Kastens mit den eingelegten Elfenbeinbildern Taf. 109. S. 48 schickt uns nach S. 383f., wo nicht einmal eine Interpretation der höchst merkwürdigen Götterbilder versucht wird. Was an anderer Stelle S. 178f. darüber steht, ist ein oberflächliches Gerede, keine Beschreibung. Man gewinnt hier und sonst den Eindruck, daß das Eingeständnis Herrn Emerys, daß er von seinen Funden nichts verstehe (S. V), sich auch auf seine Mitarbeiter erstreckt, und daß die Hilfe Herrn Guérauds viel zuwenig in Anspruch genommen wurde. Ihm ist wohl der mehrfache Fortschritt in der Erkenntnis der Zusammenhänge vieler Fundstücke mit pompeianischen und anderen römischen Funden der ersten Jahrhunderte zu danken. Ich kann mir nicht

denken, daß die Herausgeber ihm ihre unmögliche, nur auf die Flügelschuhe sich stützende Deutung des Gottes auf der oben erwähnten Silberschale als Hermes (mit Greif, Lorbeer, Schlange, Zepter — von dem Bearbeiter als Kornähre gedeutet! — und Löwenfell) unterbreitet haben, noch das er sie nicht gewarnt hätte, den Korb zwischen Flügeln (?) mit der deutlichen Angabe von darin gehäuften Körnern (?) als Modius zu erklären, gerade im ägyptischen Kulturkreis, wo der Modius im Zusammenhang mit Sarapis eine völlig feste Gestalt hat. Die ganze Behandlung der Silberschale S. 175ff. ist ein Schulbeispiel dilettantischer Arbeit. Das für die Datierung entscheidende Stück, der Madrider Schild des Theodosius, ist überhaupt nicht zum Vergleich herangezogen, die Arbeit von Matzulewitsch haben die Verf. offenbar nie im Zusammenhang gelesen. Ebenso ungenügend in Wiedergabe wie Behandlung ist die Vorlage der höchst interessanten Lampen Taf. 98 mit den archaistischen Jünglingsfiguren, die in jeder Hand eine Palmstütze mit korinthisierendem Kapitell halten, die von einer Schale bekrönt wird, auf die je eine christliche Delphinlampe gestellt ist. Ungemein wichtig ist, daß die drei Lampen alle in Ballana, aber nicht in ein und demselben Grab gefunden sind. Kirwan S. 166f. sagt "the stiffness of attitude, so foreign to Hellenistic art, may well be traceable to Egyptian influence"! Er scheint von einer archaistischen Kunst nie etwas gehört zu haben, und hält die Lampen für Produkte of a native school such as produced the terracotta head of Aphrodite in the Ny Carlsberg Glyptothek (Mogensen Taf. 37 ohne Angabe der Nr.!) and the terracotta heads of the fifth and sixth centuries from the Convent of St. Menas (Kaufmann, Die Menasstadt Taf. 74, 75 (15—17), 76 and 79 (Nr. 18). Im Stil seien die bei Wulff, Altchristl. Bildwerke Berlin Taf. 46, 978 und Taf. 54, 1035 abgebildeten Köpfe eng verwandt. Ich bitte diese Behauptung nachprüfen zu wollen und zweifle nicht, daß alle Urteilsfähigen mit mir übereinstimmen werden, daß hier rohe, späte Form und provinzieller Archaismus auf gut griechischer Grundlage miteinander verwechselt worden sind. Die Lampen Royal Tombs Taf. 102C und F, die Kirwan gleichfalls anführt (es ist wohl, auch S. 371, E zu lesen) stehen zwischen beiden, sind provinzielle Arbeiten ohne den archaistischen Einschlag, aber auch ohne die Roheit der Terrakotten. Die Verf. hätten wenigstens die beste der Lampen, Taf. 98 B—D, in einer genügend großen, auch Einzelheiten erkennen lassenden Aufnahme geben sollen. Ganz schlimm steht es um das Figürchen Taf. 107 A. Ich habe Prof. Georg Karo bewundert, der den einzigartigen, von mir in meinen Aufsätzen hervorgehobenen Charakter selbst in der minderwertigen Wiedergabe erkannte. Wir lernen diese ehemals Mars von Herrn Emery getaufte Statuette nun S. 80, 23 unter dem ebenso unmöglichen Namen Herakles kennen, und erhalten S. 382 unter Nr. 873 eine Beschreibung, deren sich ein Fuchs in den ersten Anfängerübungen schämen müßte. Weder das aufrecht gekämmte Haar, noch die Endromides, noch der Thyrsos, der zu einem "staff surmounted by a pine cone" wird, sind erkannt, ebensowenig die Tanzbewegung, folglich auch nicht, daß es sich um eine Dionysosfigur handelt von einem selten barocken Geist, wie er im VI. Jh. gänzlich undenkbar ist. Auch über den Klotz vor den Füßen, in dem ich (ohne die Figur wissenschaftlich haben untersuchen zu dürfen und aus dem Glaskasten haben nehmen zu können) eine Maske zu erkennen glaubte, schweigen sich die Herausgeber aus. Eine von einem altertumskundigen Mann in die Hand zu nehmende Sonderveröffentlichung dieser Figur wie der übrigen Hauptstücke aus den Gräbern von Kostol und Ballana wäre äußerst erwünscht. Statt der zwei Tafeln ausgestopfter Pferde mit zum großen Teil problematischer Wiederherstellung des Zaumzeugs und der Sättel, hätte eine Tafel der Silberschale, eine der Kuroslampen in Detailaufnahmen gegeben werden sollen, während die gesattelten Rösser in den Text gehörten. Auch viele der „Befundaufnahmen" auf Taf. 6—34 konnten wegbleiben oder in den Text gesetzt oder in kleinerem Maßstabe (z. B. Taf. 6, C, Taf. 7 C, D usw.) geboten werden, dafür Platz für die Elfenbeinreliefs des oben besprochenen Kastens und eine lebensgroße Aufnahme des Dionysos gewonnen werden. Einzig die Kronen sind in wirklich ausreichendem Maße veröffentlicht (Taf. 32ff.), ebenso die meisten Arbeiten in Edelmetall. Ihr Charakter wird S. 182 einigermaßen treffend bezeichnet als "of Byzantine conception, ancient Egyptian and Meroitic influence survives in many of the objects. It is almost certain that the greater part of the jewellery is of local manufacture although possibly the product of captive craftsman from Egypt". Wenn man dafür einsetzt (in Übereinstimmung mit dem von mir an den oben angeführten Orten und in einem demnächst in Spanien erscheinenden Aufsatz Dargelegten), daß wir einheimische Arbeiten nach alexandrinischen Vorbildern, vielleicht auch einige alexandrinische Originale, vor uns haben, wird man der Wahrheit nahe sein. Und die Emery und Kirwan verdankte Beobachtung, daß für die Kronen, Schwerter

und das Zaumzeug mehrfach die gleichen Formen Verwendung fanden, ist eine schöne Bestätigung. Nur ist es eine haltlose Vermutung, daß diese Matrizen meroitischen Ursprungs gewesen seien. Ich habe mich in den mehrfach zitierten Aufsätzen gegen den Mißbrauch des Wortes „Meroitisch" für Formen und Stile gewandt, die zwar auch gelegentlich in Meroë vorkommen, dort aber deutlich eingeführtes Gut sind. Ich habe darauf hingewiesen, daß der falkenköpfige Krokodilsgott, wie er auf dem Silbertäfelchen aus Grab 17 von Kostol (Taf. 67 Q 17, 61 S. 54) abgebildet ist, eine bekannte Gottheit aus dem Fayum ist, die dadurch nicht meroitisch wird, daß sie auch auf einem, dem II.—III. Jahrh. n. Chr. zugesprochenen Relief des Tempels von Naga im Sudan erscheint (S. 278, wo das Relief abgebildet ist). Herr Emery scheint Lanzones Diz. di mitol. nicht zu kennen, wo er auf Taf. 216f. einige Darstellungen gefunden hätte, wenn ihm weitere Nachforschungen, etwa bei Champollion, Mon. II, Taf. 178 (aus Hermonthis) zu mühsam waren. Mit einigem Erstaunen liest man, daß die Kronen von Ballana — in Kostol sind keine gefunden — in fast jeder Einzelheit mit meroitischen Kronen wie Budge, the Sudan, I, S. 374 (von einem Relief aus Meroë) oder Lepsius, Denkm., V, Bl. 40 (wo dies gleiche Relief wiedergegeben ist, ebenso wie Budge a. a. O. S. 377) übereingehen sollen. Ähnlich ist allenfalls die Zier des gekrönten Widderkopfes über der Stirn, alles andere ist durchaus verschieden. Für den Besatz der Reifen mit en cabochon gefaßten Edelsteinen, der die Kronen von Ballana vor allen äthiopischen und ägyptischen auszeichnet, bringt Emery keinen Beleg aus Meroë. Dabei findet sich diese Technik aber bei einer Reihe von Schmuckstücken in erster Linie aus Ballana, aber Taf. 38, F, Taf. 62 auch aus Kostol. Nichts läßt erkennen, daß den Herausgebern die Bedeutung des Auftretens dieser Technik in so früher Zeit im Innern Afrikas und ihre Beziehungen zu südrussischen und frühmittelalterlichen Funden bewußt geworden wäre. Zu den merkwürdigen Stücken, von denen man gern eine benutzbare Abbildung hätte, gehört der mit Leder überzogene Schild Taf. 54 C. Nach S. 372 soll er im Schutt des Grabes 3 von Kostol gefunden sein, und wird als Nr. 83, auf der Tafel als 82 bezeichnet. Im Inventar des Grabes S. 41 ist er als 82 ohne jede Beschreibung aufgeführt, nicht einmal die Maße sind angegeben. Sie findet man S. 249, aber auch dort begnügt sich der Herausgeber mit den Worten "the shield is decorated with embossed spiral designs"; daß es sich dabei um spätrömische höchst belangreiche, u. a. aus der Latènekultur bekannte Motive handelt, kann niemand dem Text oder der Abbildung entnehmen.

So dankbar wir sein müssen, daß endlich die kunstgeschichtlich überaus wichtigen Funde von Kostol und Ballana in extenso veröffentlicht sind, so sehr muß man die unzulängliche Art beklagen, in der es geschehen ist. Ich habe mich auf einige Beispiele beschränken müssen und darf für alles weitere auf die teils erschienenen, teils im Druck befindlichen Ausführungen von mir verweisen, die ich in der Korrektur noch mit Verweisen auf die Arbeit Emerys zu versehen hoffe. Meine Datierung der Funde, oder jedenfalls der Hauptstücke, in den Beginn des V. Jahrhunderts erfährt eine Bestätigung durch die S. 178 mitgeteilte Tatsache, daß in dem Grab 14 von Kostol, aus dem der Elfenbein eingelegte Kasten Taf. 109 stammt, eine Münze Kaiser Valens gefunden wurde. Ob sie aus Bronze, was doch das wahrscheinliche, oder aus anderem Material sei, wird nicht gesagt! Entgegen dem was die Herausgeber ehemals und auch wiederholt in ihrem jetzigen Bericht vorgetragen haben, heißt es da S. 179 "A date in the fifth century for the chest agrees well with the date of Qustul as a whole, for many of the tombs there are earlier than those at Ballana". Ich zweifle, daß der zeitliche Unterschied zwischen den Tumuli von Kostol und Ballana ein beträchtlicher sein kann: wenn die Gräber von Kostol dem Ende des IV. und dem früheren V. Jahrh. angehören, so mögen die von Ballana dem V. Jahrh. bis gegen sein Ende, aber auch nicht später, zuzuweisen sein. Ich glaube nicht, daß unsere Kenntnis der griechischen Kurrentschrift in Nubien gestattet, Graffitti wie sie auf den Tafeln 116ff. faksimiliert sind, auch nur auf einige Jahrzehnte genau zu datieren, mit anderen Worten es für unmöglich zu erklären, daß diese unter sich doch keineswegs gleichförmigen Aufschriften nicht in die Zeit um 400 — höchstens 500 gesetzt werden. Hier hat der griechische Schriftkundige das Wort, und es wäre ungemein dankenswert, auch in Erwartung der endgültigen Veröffentlichung der Funde von Firka südlich des II. Kataraktes (die uns Kirwan schuldig ist), wenn sich Sachverständige bald dazu äußern wollten.

Zusatz bei der Korrektur. Nach dem Grabinventar S. 49 handelt es sich um eine Bronzemünze des Kaisers Valens.

Keilschriftforschung.

Wachtsmuth, Friedrich: **Die Widerspiegelung völkischer Eigentümlichkeiten in der alt-morgenländischen Baugestaltung.** Leipzig: Dt. Morgenl.

Gesellschaft; F. A. Brockhaus in Komm. 1938. (47 S., 31 Abb.) 8° = Abh. f. d. Kunde d. Morgenl., XXIII, 5. RM 4 —; Kart. RM 4.80. Bespr. von G. Martiny, London.

Wachtsmuth unternimmt es, an Hand des durch Ausgrabungen gewonnenen Grundrißmaterials des Vorderen Orients, die in diesen Gebieten gleichzeitig und nacheinander lebenden Völker zu erkennen und herauszuarbeiten. Er sieht vor allem zwei Typen von Häusern: das nichtsemitische „Einzelhaus" (ohne Hof) und das semitische „Hofhaus". Vor ihm taten mehr oder minder das gleiche W. Andrae in Das Gotteshaus und die Urformen des Bauens usw., Berlin 1930, und G. Martiny in Die Gegensätze im babylonischen und assyrischen Tempelbau, Abh. f. d. Kunde des Morgenlandes XXI, 3, 1936. W. führt hier für den von W. Andrae (a. a. O.) geprägten Begriff „Herdhaus", einen neuen Begriff „Einzelhaus" ein, um den Unterschied zwischen semitisch und nichtsemitisch stärker zu betonen. Aber was ist dann mit den Griechen, deren Peristylhaus ein reines „Hofhaus" war? Im Verfolg der Arbeit bespricht W. die einzelnen Grundrißtypen, und schält dabei die Eigenarten heraus, die speziell diesem oder jenem Volke zukommen. Für die „Mitanni-Kunst" erkennt er sieben verschiedene Merkmale, für das assyrische Haus nur drei. Es war einfacher, als wir nur vom „knickachsigen Herdhaus" und dem spätassyrischen „Langraumtempel" sprachen.

Zu besonderen Ergebnissen hat die Arbeit im wesentlichen nicht geführt, nachdem andere Arbeiten auf dem gleichen Gebiete bereits zu den gleichen Zielen gelangt waren: W. Andrae, a. a. O., G. Martiny, a. a. O., A. Ungnad, Subartu, Berlin 1936, A. Götze, Hethiter, Churriter und Assyrer, Oslo 1936, W. v. Soden, Der Aufstieg des Assyrerreiches, Der Alte Orient, 37, 1/2, 1937. Neu ist, daß hier alte bereits gut eingeführte Begriffe durch neue ersetzt werden: „knickachsiger Herdhaustempel" ist nun „querliegender Hauptraum von Längswirkung", und andere mehr.

Es scheint ziemlich gewagt, die Tepe-Gaura-Tempel (Anfang 4. Jh.) mit dem Innin-Tempel in Uruk (1400) zu vergleichen, obgleich es grundrißlich verlockend ist. Man muß aber bedenken, daß zwischen diesen Bauten rein zeitlich rund 2000 Jahre liegen, und uns die Zwischenglieder noch zur Zeit fehlen. Bereits 1000 Jahre vor dem Innin-Tempel waren die Vergleichsbeispiele in Tepe-Gaura verschwunden und hatten einem „knickachsigem Herdhaustempel" Platz gemacht. Hier hätte vielleicht mehr geholfen, darauf hinzuweisen, daß der Innin-Tempel in Uruk durch seine Orientation zum nordmesopotamischen Kulturkreis gehört (G. Martiny, Die Kultrichtung in Mesopotamien, Berlin 1932). Grundlegend sei noch darauf hingewiesen, daß heutzutage nur an Hand der Grundrißpläne nicht länger vergleichende Bauforschung getrieben werden sollte (siehe auch W., Der Raum I. u. II).

Genouillac, H. de: **Fouilles de Telloh.** Tome II: Époques d'Ur IIIe Dynastie et de Larsa. Avec un Appendice sur les Fouilles de Médaïn par R. Ghirshman. Paris: Paul Geuthner 1936. (VIII, 170 S., 66 u. 6 Lichtdruck-, 2 farbige u. 46 Tafeln m. Zeichnungen.) 4° = Mission archéologique du Musée du Louvre et du Ministère de l'Instruction publique. Bd. II[1]. 400 Fr. Bespr. von A. Falkenstein, Berlin.

Der zweite Band der abschließenden Veröffentlichung über die Ausgrabungen in Telloh-Lagasch, die H. de Genouillac von 1928—31 durchgeführt hat, behandelt dem Titel zufolge die Funde aus der Zeit der III. Dynastie von Ur bis zur Dynastie von Larsa, also aus dem letzten Drittel des III. vorchristlichen Jahrtausends. Allerdings sind diese zeitlichen Grenzen durch Aufnahme zahlreicher älterer und auch jüngerer Stücke in ziemlichem Umfang gesprengt. Daß die Funde aus der Zeit Gudeas, der unmittelbar vor der III. Dynastie von Ur geherrscht hat, hier angeschlossen sind, ist unbedingt berechtigt, da sie kulturgeschichtlich gesehen in der Ur-III-Zeit ihre Fortsetzung finden.

Von dem Bericht über diese Zeitspanne erwartet man reiche Ergebnisse. Bedeutet doch die Zeit des Stadtfürsten Gudea, dem es gelungen war, unabhängig von den gutäischen Fremdherrschern einen echt sumerischen Kleinstaat aufzubauen, den Höhepunkt in der Geschichte der Stadt. Auch noch zur Zeit der III. Dynastie von Ur hat Lagasch nach den inschriftlichen Zeugnissen zu den bedeutendsten Städten Babyloniens gehört, wenn auch die politische Selbständigkeit verlorengegangen war. Bald darauf, wohl schon zur altbabylonischen Zeit ist die Stadt wesentlich zurückgesunken. Im zweiten und ersten Jahrtausend ist aus den Inschriften wenig von ihr zu hören. Erst wieder in ganz später — hellenistisch-parthischer — Zeit ist nach Ausweis der früheren Grabungen die Stadt wieder aufgeblüht.

Wenn man deshalb mit hochgestellten Erwartungen an diesen Band herantritt, wird man in einem Punkt enttäuscht: Die Grabung hat unverhältnismäßig wenig zur Topographie

1) Der erste Band (dazu OLZ 1936, 222ff.) behandelt in der Hauptsache die vor- und frühgeschichtlichen Funde. — Eine Besprechung des hier zu würdigenden Bandes hat V. Christian, DLZ 1938, 1372—5 geliefert.

der Stadt, vor allem zur Kenntnis der großen Heiligtümer beigetragen. Das ist um so mehr zu bedauern, als wir für keine sumerische Stadt aus den inschriftlichen Quellen auch nur annähernd soviel über Tempel und sonstige Baulichkeiten gewinnen können, wie gerade für Lagasch. Da die Inschriften regelmäßig nur summarische Angaben über die Bauten der Stadtfürsten und Könige bringen und sehr vieles für uns wegen der literarisch hochgestellten Formulierung nur Andeutung bleibt, wäre die Möglichkeit, Inschrift- und Grabungsbefund zur Wiederherstellung der spätsumerischen Stadt nebeneinander zu stellen, ein außerordentlicher Gewinn gewesen. Da durch Raubgrabungen schon vor der Tätigkeit E. de Sarzec's, des ersten Ausgräbers von Lagasch, eine Anzahl von wertvollen Großplastiken entdeckt worden ist, wurden die Ruinen in stärkerem Maße von den Arabern der Umgebung durchwühlt, als die meisten der übrigen großen Ruinen des Landes. Auch nach dem Krieg haben in Lagasch Raubgrabungen in großem Ausmaße stattgefunden, sodaß planmäßige Untersuchungen recht erschwert waren. Bei den erwähnten Nachkriegs-Raubgrabungen wurden nicht weniger als acht Statuen Gudeas und seines Sohnes Urningirsus gefunden. Den Inschriften zufolge stammen diese Statuen aus dem von Gudea errichteten Tempel des Ningizzida. Die Stelle dieses Tempels konnte de G. unschwer ermitteln; jedoch ist so gut wie nichts von der alten Anlage festgestellt worden. Wenig mehr ist, was zu dem großen Ningirsu-Heiligtum Eninnu, dem Haupttempel der Stadt, auf Grund der Ausgrabungen zu sagen ist. Der einzige Grundriß, der ein klares Bild einer Bauanlage erkennen läßt, wird von de G. als Tempel der Göttin Nanše bezeichnet und Gudea zugesprochen, jedoch nur auf Grund eines sicher nicht in situ liegenden Inschriftziegels (S. 14f. und Taf. XVIII)[1].

Die Fundstücke, die de G. in diesem Band vorlegt, enthalten eine Reihe von Weihgaben an die Tempel der Stadt. Erwähnung verdient darunter das Bruchstück einer Marmorstele mit der Darstellung Gudeas als Beter, der von seinem Schutzgott Ningizzida bei einer (nicht erhaltenen) höheren Gottheit eingeführt wird (Taf. 84, 1). Die Mehrzahl der Funde sind Geräte des täglichen Lebens, wie Tongefäße, Steingegenstände, Bronzewerkzeuge, Waffen, wie sie von Ausgrabungen in den Wohnvierteln zu erwarten sind. Ein beträchtlicher Teil stammt aus Gräbern, die entsprechend den damaligen Bestattungssitten in den Wohnhäusern ziemlich dicht unter dem Benutzungsniveau lagen. Von der Tonware sind wichtig Gefäße mit eingeritzten Ornamenten linearer und figürlicher Art, bei denen die Ritzlinien mit Paste einfarbig (weiß oder rot) und auch mehrfarbig (weiß, rot und schwarz) ausgefüllt waren (S. 108f.; Taf. 110 und Farbtafel D). Diese Keramikgattung ist bisher verhältnismäßig selten.

Reichliches und interessantes Material enthalten die Funde an Tonfiguren, um deren Deutung sich de G. sehr bemüht. Damit, daß er in ihnen im wesentlichen nur Spielzeug sehen will (S. 38ff., etwas modifiziert S. 57 unten), läßt sich aber recht schlecht vereinbaren, daß weitaus in der Überzahl zweifellos religiös bestimmte Darstellungen vorkommen. Wichtig ist die Feststellung, daß Tonfiguren nicht in Gräbern beobachtet worden sind, eine Feststellung, die mit den Ergebnissen aus anderen Ruinen übereinstimmt[1]. Von Wert wäre es gewesen, wenn de G. bei den Terrakotten die Fundlage genauer angegeben hätte, weil daraus wohl Anhaltspunkte für eine stilistische Entwicklung oder für die zeitliche Begrenzung einzelner Typen zu gewinnen wären.

Auf den Taf. XXXVIII—LIX bietet de G. Kopien einer Auswahl von Keilschrifttexten. Die wichtigeren darunter sind Bauinschriften und Legenden auf Weihgegenständen. Leider ist von TG 2065 (Taf. XLII) nur so wenig erhalten, daß man jetzt die Zusammenhänge nicht mehr erkennen kann. Die Mehrzahl dieser Texte gehört, wie zu erwarten, in die Zeit um Gudea. Von den Wirtschaftstexten sind einige mit Sicherheit in die Zeit der Dynastie von Larsa zu setzen.

Angeschlossen an die Bearbeitung der Funde aus Lagasch ist ein Beitrag R. Ghirshmans über eine kurze Untersuchung in el-Medā'in, einem nicht allzugroßen Ruinenkomplex in der Nähe von Telloh. Die sorgfältige Untersuchung der wichtigeren Hügel dieser Gruppe hat ein klares Bild von den

1) Dazu ausführlich E. Heinrich in AfO XIII.

1) Tonfiguren in den Gräbern im Merkes in Babylon sind ganz seltene Ausnahmen (s. O. Reuther, Die Innenstadt von Babylon Gr. Nr. 212—214). Wie weit die Angabe L. Legrains, Terra-Cottas from Nippur S. 3, daß Terrakottafiguren auch in Gräbern vorkommen, sich auf die Ausgrabungsbeobachtungen in Nippur stützt, ist nicht zu erkennen. Die Tonfiguren aus dem Diqdiqqe-Gebiet bei Ur sollen nach den Angaben von Sir Leonard Woolley aus einem Friedhof stammen (Antiquaries Journal V 18ff.). Möglich erscheint jedoch, daß sie aus den (im Laufe der Jahrtausende verschwundenen) Wohnhäusern herrühren, unter deren Fußböden die Gräber angelegt waren.

Besiedlungsverhältnissen gegeben. Die Hauptruine (Hügel A) reicht in den tiefen Schichten bis ins III. Jahrtausend hinein. Alles übrige gehört in die Spätzeit. Ziegel mit der aramäischen und griechischen Inschrift des von Lagasch her bekannten Lokalfürsten Marduknadinaḫ (III. oder II. Jahrhundert v. Chr.)[1], die zudem noch wahrscheinlich wie die Ziegel von Gudea-Bauten aus Lagasch nach el-Medā'in verschleppt sind, und sämtliche übrigen Funde weisen darauf hin. Eine „Zauberschale" mit aramäischer Inschrift, die M. Cohn (S. 151) behandelt hat, wird ins 6. oder 7. nachchristliche Jahrhundert gesetzt. Die Fundstücke, vor allem die keramischen, sind deshalb wichtig, weil sie die Übergangsstufen von der spätbabylonischen Zeit bis zur islamischen Epoche darstellen. Da viele der alten Siedlungen Babyloniens auch noch in dieser Zeit bestanden haben, wenn auch nur als Schatten ihrer großen Vergangenheit, ergeben sich allenthalben ähnliche Stücke, zu deren genauerer chronologischer Einordnung das Material von el-Medā'in verwertet werden kann.

1) M. Lidsbarski, Handbuch der Nordsemitischen Epigraphik, 446; L. Heuzey, Découvertes en Chaldée, 395ff.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Thomsen, Peter: **Die Palästina-Literatur.** Eine Internationale Bibliographie in systematischer Ordnung mit Autoren- und Sachregister unter Mitwirkung von J. de Groot, A. Gustavs bearb. und mit Unterstützung der Hermann-Guthe-Stiftung und des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas hrsg. Fünfter Band: Die Literatur der Jahre 1925—1934. Lfg. 4. Leipzig: J. C. Hinrichs Verlag 1938. (X, 705—988 S.) gr. 8°. RM 18—. Bespr. von E. Honigmann, Brüssel.

Mit der Lieferung 4 liegt der 5. Band der PL nunmehr abgeschlossen vor, der 11252 Titel sowie ein gegen 700 Spalten langes Register enthält. Für die Palästinaforschung bildet die Vollendung dieses Bandes (vgl. OLZ 1937 Juni, 364—7; 1939 Februar 96—9) der PL, die nunmehr insgesamt die Literatur von vier Jahrzehnten umfaßt, einen wichtigen Markstein, ebenso wie das etwa gleichzeitige Erscheinen des abschließenden 2. Bandes der wertvollen Géographie de la Palestine von Rev. P. F.-M. Abel (Paris 1938).

Die 4. Lieferung des 5. Bandes enthält von dem 6. Hauptabschnitt, „Syrien und Palästina heute", die Fortsetzung des Teiles „Politisches und Kulturelles" und die beiden weiteren Teile „Religionen und Konfessionen" und „Gesundheit, Krankheiten, Ärzte". Diese Abschnitte betreffen größtenteils die jetzige wirtschaftliche und kulturelle Lage Palästinas und Syriens und insbesondere auch die heutigen religiösen Verhältnisse, die wohl in keinem anderen Lande einen so vielseitigen Anblick darbieten und eine so bedeutsame Rolle spielen.

Für den Forscher, der sich vorzugsweise mit dem alten Palästina beschäftigt, kommt in dieser Lieferung vor allem der Abschnitt „Bibliotheken" in Betracht (S. 753—61), dessen Titel richtiger „Bibliotheken und Handschriften" lauten würde, da eine Zusammenstellung der Veröffentlichungen über Hss., die sich in Palästina befinden oder auf das Land und seine Literatur beziehen, den Hauptinhalt dieses Abschnittes bilden, auf den als einen der nützlichsten des ganzen Werkes nachdrücklich hingewiesen werden soll. Seine Benutzung wird noch durch ein besonderes Register „Bibliotheken und Handschriften" erleichtert (S. 979—985). Ebenso betreffen die 342 Nummern umfassenden Nachträge (S. 821—43) alle Abschnitte der PL, also auch das antike Palästina. Hinter 11000 könnte hier Pighi, Ioannes Baptista: Studia Ammianea I: Annotationes criticae et grammaticae in Ammianum Marcellinum. Milano, Vita e pensiero '34, 194 S. nachgetragen werden, zumal ein Abschnitt dieses Buches (S. 134—40) die Geographie Syriens betrifft (Amm. Marc. 21, 13, 8 lies mit Castellus: reversus est ⟨confestim Ni-⟩ copolim ⟨urbem⟩). Nr. 11012 ist = 6895. In der Übersetzung des Titels von 11041 muß es heißen „Liste . . . von 318 Namen" statt „im Jahre 318" (es handelt sich um das Konzil von Nicaea). Unklar ist mir die Beziehung von Nr. 11054 auf Palästina, zumal der Titel im Register unter „Schweißtuch" fehlt. Der Verfasser von Nr. 11071 heißt Cahen.

Bertholet, Prof. Alfred: **Hesekiel.** Mit einem Beitrag von Prof. Kurt Galling. Tübingen: J. C. B. Mohr 1936 (XXIV, 171 S.) gr. 8° = Handbuch zum Alten Testament, hrsg. von O. Eißfeldt, 1. Reihe, 13. RM 8.10. Bespr. von Joh. Herrmann, Münster i. Westf.

Schon einmal, ziemlich am Anfang seiner fruchtbaren und vielseitigen Gelehrtentätigkeit, hat Alfred Bertholet einen Kommentar zum Hesekiel geschrieben, 1897 in Martis Kurzem Handkommentar. Wenn jetzt der Siebzigjährige für Eißfeldts neues Handbuch sich der gleichen Aufgabe zum zweiten Male unterzogen hat, so handelt es sich nicht um eine zweite Auflage des früheren Werkes, sondern um ein weithin neues Buch. „Infolge besonders tief einschneidender Arbeit, die in der Zwischenzeit am Hesekielbuch getan worden ist, sagt er selbst, liegen die Dinge heute so, daß sich sein Kommentator vor eine Reihe schwie-

rigster Probleme gestellt sieht, die früher für ihn so gut wie nicht bestanden. Vielleicht ist sogar nicht zuviel gesagt, wenn man das Buch Hesekiel als das im Augenblick problematischste des gesamten Prophetenkanons bezeichnet. Ich bekenne, in vielen der einschlägigen Fragen selber umgelernt zu haben, und ich hoffe, durch die gegenwärtige Darstellung die schwebenden Hesekielprobleme in etwas gefördert zu haben, wenn ich mir freilich nicht verhehle, daß auf so unsicherem Boden ein eigener Lösungsversuch bestenfalls nur einen bescheidenen Schritt vorwärts bedeuten kann, und das macht, daß ich um entsprechende Nachsicht bitten muß."

Von der dem eigentlichen Kommentar vorausgeschickten Einleitung ist schon der erste Abschnitt, über Hesekiels Zeitverhältnisse, naturgemäß zum Teil durch Bertholets Hypothese von der jerusalemischen und exilischen Wirksamkeit des Propheten bestimmt. Nach einem zweiten Abschnitt über die Gestaltung der Hesekielprobleme in den letzten Jahrzehnten faßt Berth. in einem dritten Abschnitt die Hauptzüge seines eigenen Lösungsversuchs zusammen. Erstlich sucht, so führt er aus, sein Kommentar in die grundsätzliche Frage Licht zu bringen, „in welcher Form denn eigentlich die Propheten selber das hinterlassen haben, was uns von ihnen überliefert ist". Was das Buch Hesekiel anlangt, so läßt sich nach Berth. an der Meinung, daß es in seiner gegenwärtigen Gestalt aus des Propheten eigner Hand hervorgegangen sei, nicht mehr festhalten, auch nicht in der abgeschwächten Form, daß der Prophet in sein einmal relativ fertiges Werk nachträglich allerhand erweiternde oder auch schon ändernde Zusätze u. dgl. eingefügt habe. Dagegen glaubt Berth. häufig, und zwar öfter als Kraetzschmar, der zuerst damit gearbeitet hat, Parallelfassungen feststellen zu können, lehnt aber dessen Meinung ab, daß die gegenwärtige Rezension des Buches sich als die Zusammenarbeitung von zwei Relationen begreifen lasse, von denen die eine von Hesekiel in dritter Person spreche, während er in der andern selbst rede. Vielmehr sieht es Berth. jetzt so an, daß Hesekiel nicht nur nicht mehr dazu gekommen sei, sein Buch einer völlig abschließenden Revision zu unterziehen, sondern daß man sich seinen literarischen Nachlaß etwa in der Art „loser Blätter" eines eigenen Skizzenbuches zu denken habe, aus denen seine geistigen Erben nach wohlüberlegtem Plan (unterstützt durch die genaue Datierung einzelner Reden) das vorliegende einheitliche Buch schufen. Freilich habe diese Redaktion dem Propheten nicht in allem die besten Dienste geleistet. Sie habe, wo zwei oder gar drei Entwürfe des Propheten vorlagen, diese gern zusammengearbeitet, natürlich auf Kosten des Stils. Sie habe ferner eine ganze Reihe sekundärer Stücke aufgenommen, teils Parallelen, teils Weiterbildungen hesekielscher Gedanken, zum Teil von größerem Umfang. Außerdem sei das ganze Buch von Glossen und Wucherungen durchzogen, die schwerlich auf die Rechnung einer nur einheitlichen Redaktion zu setzen seien. Am verhängnisvollsten aber ist es nach Berth. gewesen, daß die Redaktion von dem Irrtum ausgegangen sei, Hesekiel sei ausschließlich Exilsprophet gewesen, und daß sie deshalb einen ganzen Apparat visionärer Entrückungen aufgewendet habe, wo immer es galt, eine nähere Verbindung des Propheten mit seiner Heimat herzustellen. Demgegenüber versucht Berth., die Verkündigung Hesekiels aus der Annahme einer doppelten, teils jerusalemischen, teils exilischen Wirksamkeit des Propheten zu verstehen. Berth. glaubt diese Hypothese schon darauf gründen zu können, daß in Hesekiel 1, 4—2, 3 (Thronwagenvision) und 2, 4—3, 9 (Buchrollenvision) zwei ganz verschiedene Berufungsvisionen des Propheten vorlägen, die in bezug auf ihr geistiges Niveau so weit voneinander unterschieden seien, daß sich ihre beiderseitige Echtheit am ehesten begreife, wenn ein zwischen beiden liegendes einschneidendes Ereignis wie der Fall Jerusalems die geistige Entwicklung Hesekiels entscheidend beeinflußt hätte. Die Buchrollenvision mache Hesekiel zum Propheten in Jerusalem, auf sie gehe das Datum in 1, 2 (593), dagegen mache ihn die Thronwagenvision zum Propheten im Exil; auf sie gehe das Datum in 1, 1 (585; Berth. liest „im 13." statt „im 30. Jahr"!). Als beweisend für eine jerusalemer Prophetenwirksamkeit des Hesekiel sieht Berth. die Perikope von Pelatjahu (11, 1—13) an. Mit aller Entschiedenheit spreche dafür aber auch, daß Hesekiels Worte „an Unmittelbarkeit der Wirkungskraft unbedingt gewinnen, wenn sie nicht an die Exulanten oder die nur künstlich vergegenwärtigten Jerusalemer, sondern an diese in Person gerichtet waren". Hierzu kommen eine Anzahl Einzelheiten, die aufzuzählen hier zu weit führen würde; erwähnt sei nur noch, daß Berth. die merkwürdige Annahme Gallings für bedeutsam hält, die Differenzen zwischen den Maßen des salomonischen und des hesekielischen Tempels ließen sich am ehesten mit einer Autopsie des zerstörten und in Schutt liegenden Tempels erklären. Aus Hesekiel 12 glaubt Berth. entnehmen zu dürfen, daß sich Hesekiel

nach seinem Weggang aus Jerusalem zunächst eine Zeitlang in einer judäischen Landstadt aufgehalten habe. Hier habe er die Kunde vom Fall Jerusalems durch einen Flüchtling am Tage des Ereignisses selbst erfahren (vgl. 33, 21. 22), und hier seien vermutlich eine Reihe Stücke des Buches entstanden, nämlich 12, 17—20; 14, 12—20; 15; 24, 1—14; 33, 21—29, dazu wahrscheinlich noch einige, wenn nicht alle, Orakel gegen die fremden Völker. Im Jahre 585 sei er dann nach Babel gekommen. Von der Hand des Exilspropheten enthält das Buch Hesekiel nach Berth. nur folgende Stücke: 1, 1; 1, 4—2, 2; 3, 10—16a. 22—24a; 11, 14—21; 14, 4b—6. 7b. 11. 21—23; 17, 22—24; 20, 33—44; 22, 23—31 (möglichst schon im Zwischenaufenthalt entstanden); 33, 30—33(?); 34, 1—22. 31. 23—24; 35, 1—6. 8b. 12. 13. 15; 36, 1—12. 16—36; 37 (ohne 12ab, 13); 39, 23—29; 40—48 (soweit echt). Das sind von den 1286 Versen des Buches etwa 400, die Berth. dem Exilspropheten Hesekiel zuschreibt (außerhalb 40—48 sind es 191). Das Bild Hesekiels stellt sich Berth. von seiner Schau aus naturgemäß zum Teil anders dar, als das des reinen Exilspropheten. Die Annahme parapsychologischer Züge wird entbehrlich (doch hält Berth. an den kataleptischen Zuständen des Propheten fest). Die Verkündigung Hesekiels erhält, wenn er von 593—585 jerusalemer Prophet war (obwohl ihm Berth. eine Art prophetischer Tätigkeit auch in der Exilsgemeinde nicht abspricht) „zweifellos etwas ungleich Unmittelbareres und Lebensvolleres und Überzeugenderes"; er wird, für diese Zeit wenigstens, „wiederum zum Propheten im Vollsinn des Wortes". Was Berth. des weiteren zur Charakterisierung Hesekiels sagt, ist von der Annahme der jerusalemer Wirksamkeit im wesentlichen unabhängig. — Die Bearbeitung von Hes. 40—42 und 43, 10—17 hat Kurt Galling übernommen. Im Gegensatz zu den Bestreitern der Echtheit, insbesondere zu K. Möhlenbrink, der den Tempelentwurf für pseudohesekielisch hält und ihn als Bauplan für den zweiten Tempel erklärt, was Galling mit überzeugenden Gründen zurückweist, tritt Galling dafür ein, daß Hesekiel sehr wohl den Entwurf verfaßt haben könne, allerdings nur, wenn man mit Berth. die Deportation des Propheten nicht in das Jahr 597, sondern erst kurz nach 587 setze; Galling glaubt nachweisen zu können, daß der Verf. des Entwurfs den Tempel sowohl vor 587 als auch nach 587 gekannt haben müsse; gewisse Angaben des Entwurfs ließen sich gut dadurch erklären, daß der Verf. auf den Bauschutt nach der Zerstörung Rücksicht nehme.

Wir haben vorwiegend berichtend wiedergegeben, was Berth. selbst in der Einleitung seines Kommentars als das Wesentlichste zusammenfaßt. Wer die Geschichte der neuesten Ezechielforschung kennt, sieht sofort, in welchem Verhältnis Berth. zu den Arbeiten seit 1924 steht. Wenn Berth. auch Herntrichs These mit Recht nicht zustimmt, so ist doch deutlich, daß er dessen Ergebnissen im Effekt relativ am nächsten kommt. Inwieweit Berth. die Zuteilung der einzelnen Stücke des Buches an den in Jerusalem wirkenden Hesekiel einerseits, an den im Exil wirkenden anderseits ausreichend begründet hat, muß der Leser an dem Kommentar im einzelnen nachprüfen. M. E. ist dem Verf. unter allen Umständen darin zuzustimmen, daß er es ablehnt, die Probleme des Hesekielbuches und damit der Gestalt des Propheten durch eine Pseudohesekielhypothese zu lösen. Er will sie nicht durch die Aufspaltung in einen Hesekiel und einen Pseudohesekiel lösen, sondern durch die in einen jerusalemer und in einen exilischen Hesekiel in einer Person. Daß einige große Schwierigkeiten dadurch beseitigt und eine Anzahl kleinerer ebenfalls behoben würden, wird jedem einleuchten, der die Problematik des Buches kennt. Aber ist der Preis, den Berth. dafür zahlt, nicht zu hoch, und ist es erlaubt, ihn zu zahlen? Reicht das, was Berth. zur Begründung der jerusalemer Wirksamkeit Hesekiels von 593 bis 585 vorbringt, aus? Führt die Annahme dieser Tätigkeit des Hesekiel in den genannten Jahren neben Jeremia in Jerusalem nicht neue Schwierigkeiten herauf? Gelingt es wirklich, abgesehen von einigen wenigen Stücken, bei den meisten der von Berth. für jerusalemische Abfassung in Anspruch genommenen Stücke diese, wenn nicht von der Richtigkeit der zu beweisenden These bereits ausgegangen wird, irgendwie ausreichend wahrscheinlich zu machen? Läßt sich wirklich nicht — abgesehen selbstverständlich von mehr oder weniger größeren und kleineren sekundären Stücken — der größte Teil des Buches von der eigenartigen Lage des Propheten aus erklären, der, in einer Exiliertengemeinde zum Propheten berufen, dort in den Jahren von 593 bis zum Fall Jerusalems und weiter eine Reihe von Jahren nach dem Fall Jerusalems gewirkt hat, und liegt nicht darin die Aufgabe des Hesekielerklärers, dies jedenfalls so weit und so lange zu versuchen als möglich?

Dörrie, Heinrich: **Passio SS. Machabaeorum**, die antike lateinische Übersetzung des IV. Makkabäerbuches hrsg. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1938. (VIII, 147 S., 1 Übersicht) gr. 8° = Abhandl. d. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen,

Philol.-Histor. Klasse, Dritte Folge Nr. 22. RM 10 —. Bespr. von Br. Violet, Berlin.

Diese, Herrn Prof. M. Pohlenz zum 65. Geburtstag von seinem Schüler gewidmete, durch die Mitarbeit vieler Gelehrter des In- und Auslandes und das Entgegenkommen vieler staatlicher und kirchlicher Bibliotheken ermöglichte, schwierige Arbeit gehört zu den Vorarbeiten zu einer Ausgabe des IV. Makkabäerbuches im Rahmen des großen Septuagintaunternehmens der Göttinger Ges. d. W., deren Vorläuferin die kleine kritische Ausgabe der Septuaginta von Alfred Rahlfs wir mit Dank schon jetzt erhalten haben. Nach Bibliographie, Handschriftenverzeichnis, kurzer Einleitung über die Notwendigkeit der Ausgabe, Nachricht über den Text des Erasmus bringt der erste Teil, die Einführung, dann in der Überlieferungsgeschichte wichtige Nachrichten über das Verhältnis der Hss. zum griechischen Original und untereinander, über die Stilmittel in ihrer Verschiedenheit, über die Datierung, über die gleichzeitige Schrift des Ambrosius von Mailand de Jacob et vita beata und über Einzelinterpretationen. Darauf folgen Exkurse über die verschiedenen Handschrifttypen.

Im zweiten Teil wird der Text mit einem oft halbseitigen kritischen Apparat gegeben, den ein kürzlich entdeckter frühmittelalterlicher sermo in natale Machabaeorum abschließt und dem drei Beilagen folgen mit dem beschriebenen Verzeichnis aller Hss. zu der Passio und unter ihrem Namen sowie der Nachdrucke und Ausgaben der Erasmischen Textform. Endlich kann der Verf. nach verschiedenen Sachregistern noch etwas bieten, worum ihn der Rezensent beneidet, dem einst die gleiche Möglichkeit aus Geldmangel in der Inflation versagt wurde, nämlich ein vollständiges Register aller Wörter der lateinischen Passio, worunter sich m. E. auch recht seltene und interessante Wörter finden. Eine Stammbaumtafel der Handschriften beschließt das Buch.

Aus der gedrängten Übersicht wird der Kenner den reichen Inhalt ersehen. Für den Nichtkenner ist es erstaunlich zu sehen und zu hören, daß von dieser lateinischen Passio vierzig mehr oder weniger vollständige Handschriften bisher bekannt sind, die sich auf verschiedene Familien verteilen. Dabei fällt mir auf, daß gar keine spanischen Hss. genannt sind, von denen sicher welche existieren, aber sie waren vermutlich infolge des Bürgerkrieges jetzt nicht zugänglich, soweit sie nicht dabei vernichtet worden sind.

Die gesamte Arbeit scheint mir sehr genau und sorgfältig zu sein. Außer dem sauberen Texte der Passio interessiert den Nichtkenner dieser Literatur noch manche der Beigaben, so z. B. der Aufsatz S. 31—39 zur Datierung, wo diese Datierung nach inneren Gründen unternommen wird und wo sich sehr wichtige Ausführungen über das von pati abgeleitete, zunächst πάθος entsprechende Wort passio finden, welches bald den Sinn von Martyrium annahm und als schlimmste aller passiones animi et corporis (Tertullian) bezeichnet, aber wie die libidines animi und dolores corporis durch die cogitatio gemildert wird.

---

1. **Brierre-Narbonne**, Jean-Joseph: **Exégèse targumique des prophéties messianiques.** Paris: Paul Geuthner 1936. (III, 109 S.) 4°. 50 Fr.
2. **Brierre-Narbonne**, Jean-Joseph: **Exégèse apocryphe des prophéties messianiques.** Paris: Paul Geuthner 1937. (IV, 129 S.) 4°. 70 Fr. Bespr. von Georg Beer, Neckargemünd b. Heidelberg.

Mit den beiden obigen Bänden setzt Brierre-Narbonne sein verdienstliches großangelegtes Werk über die messianischen Texte fort (vgl. OLZ 1936, 12, Sp. 736). Das erste der beiden neuen Werke bringt die Auszüge aus den Targumen: Onkelos, Fragmententargum, Jonatan ben Uzziel usw. im Originaltext und in französischer Übersetzung. Voraufgehen orientierende Notizen über Herkunft, Alter, Redaktion und Ausgaben der verschiedenen Targume. Das zweite Werk berücksichtigt in gleicher Weise die Apokryphen: Äthiopischer Henoch, Psalmen Salomos, IV Esra, Syrische Baruchapokalypse, Sibyllinische Orakel. Das Wort „Apokryph" ist in einem anderen, als dem üblichen Sinn gebraucht. Denn z. B. der äthiopische Henoch, der sonst zu den a. t. lichen Pseudepigraphen gezählt wird, ist von Br.-N. mit zu den Apokryphen gestellt. Das kann man sich schon gefallen lassen; ebenso daß das sogenannte Sadokitische Werk mit aufgenommen wird. Sehr wenig aber will gefallen, daß das Buch Zorobabel, die 10 Zeichen des Messias, das Buch Elia, die Geheimnisse und das Gebet des Simon b. Jochai — n. b. alle 4 Bücher ohne französische Übersetzung — mitbehandelt werden! Dafür fehlen aber die Jubiläen und die Testamente der 12 Patriarchen! Die Scheidung zwischen jüdischer und christlicher Eschatologie — so hören wir — wäre bei den Testamenten der 12 Patriarchen zu schwierig: aber hier hätte sich gerade das Können des Kenners der Materie zeigen sollen. Die Umschrift der Fremdworte läßt gelegentlich zu wünschen. So gleich der Buchtitel: Exégèse targumique — und so oft auch sonst — statt des anderswo richtigen „targoumique". Die Vokalisierung des syrischen Baruchs S. 59ff. wäre besser ganz unterblieben! Als weitere Erscheinungswerke sind angezeigt: Exégèse

cabalistique des prophéties messianiques und Commentaire de la Genèse de R. Moise le Prédicateur de Narbonne. Wir wünschen dem gelehrten und unermüdlich fleißigen Verfasser Gelingen seiner Absichten.

Semitistik, Islamistik.

Kamil, Murad: Des Josef ben Gorion (Josippon) Geschichte der Juden ዜና : አይሁ-ድ። Nach den Handschriften in Berlin, London, Oxford, Paris und Straßburg hrsg. New York: J. J. Augustin [1938]. (XLVIII, 333 S., 12 Faksim.-Taf.) 8°. Bespr. von O. Löfgren, Uppsala.

Das unter dem Namen Josippon oder Josef ben Gorion bekannte, vermutlich von einem italienischen Juden verfaßte hebräische Geschichtskompendium hat sich schon früh einer großen, wenn auch ziemlich unverdienten Popularität erfreut, und zwar nicht nur in jüdischen, sondern auch in christlichen Kreisen. Den Beweis dafür liefern die Übertragungen desselben ins Arabische und daraus ins Äthiopische. Wenn Ibn Ḥazm, wie Kamil meint, den Josef ben Gorion (*al-Milal wan-Niḥal*, Kairo 1317, I, 99 lies mit der Leidener Hs. كريون statt هارون) in arabischer Übersetzung und nicht im Original studiert hat, muß die Übertragung noch im 10. Jahrh. stattgefunden haben. Die ältesten arabischen Fragmente stammen aus dem 12. Jahrh., die älteste vollständige Hs. Par. 1906 aus dem Jahre 1342. Auf dieser beruht Wellhausens Referat (Der arab. Josippus, Berlin 1897). Eine kritische Edition gibt es noch immer nicht, nur eine gekürzte jüdisch-arabische Ausgabe (Algier 1855) und einen stark retuschierten Beiruter Text.

Vom äthiopischen Josippon — hier *Zēnā Ayhūd* „Geschichte der Juden" betitelt — waren schon längst Hss. bekannt; das Frankfurter Ms. wurde von Dillmann für sein Lexikon exzerpiert. Sonst ist dieser Text bisher nicht wissenschaftlich behandelt worden. Dem Bedürfnis einer kritischen Ausgabe des *Z. A.* wird durch die vorliegende Editio princeps von Murad Kamil, einem Schüler Enno Littmanns, in sehr verdienstvoller Weise abgeholfen.

Von den 12 in Europa bekannten Hss., die in der Einleitung S. XIIff. kurz verzeichnet werden (dazu noch ein kleines Fragment in Ms. Abb. 39), reicht keine ins XV. Jahrhundert zurück: die drei ältesten — Abb. 38, 77, 124 — werden mit ziemlicher Einstimmigkeit in das XVI. Jahrhundert gesetzt. Der Ausgabe wurde Abb. 38 (= A) zugrunde gelegt, „weil er der älteste unter den . . Codices" und „durchgehend sorgfältig geschrieben" sei. Nach S. XVII wäre A „Ende des XVI. Jahrhunderts zu datieren", was mit dem Duktus (s. Tafel 1) gut stimmen würde. Dann kann aber A nicht wohl die älteste Hs. sein, denn sowohl Abb. 124 als besonders Abb. 77 (= P) haben einen altertümlicheren paläographischen Charakter. P ist wohl um 1500 und auf jeden Fall nicht „später als A und D (!) zu datieren"[1]. Trotzdem könnte die jüngere Hs. A wegen größerer Korrektheit oder Ursprünglichkeit sehr wohl geeigneter sein, als Grundlage zu dienen. Jedenfalls hat sich der Editor eng, sogar hinsichtlich der Interpunktierung, an A angeschlossen und auf jede selbständige Textrezension verzichtet, was grundsätzlich wohlbedacht sein dürfte. Ab und zu ist wohl dabei ein Versehen von A verewigt worden, z. B. S. 2, Z. 8 ወበግማ (lies "ግርማ) oder S. 98, Z. 9 በትህዝርት, vgl. N. 9 und S. 104, 12 mit N. 14. Die bei älteren Hss. öfters vorkommende Schreibung ው- für ዉ (vgl. meine Danielausgabe S. XXIII) hätte im Text ohne weiteres normiert werden können (vgl. S. XVI u. 4: 4, 10).

Der kritische Apparat ist erschöpfend, insofern als sämtliche 12 Hss. berücksichtigt worden sind. Von den 5 Londoner Hss. und dem Frankfurter Ms. wurden allerdings nur „Stichproben . . in den wichtigsten Stellen . . verglichen" (S. XIV), was eine gewisse Unsicherheit in der Verwertung des Apparates zur Folge hat, während die praktische Bedeutung dieser Einschränkung klein ist, da die genannten Hss. sämtlich jung sind. Typographisch bezeichnet die Edition einen Höhepunkt, was der Druckerei J. J. Augustin in Glückstadt zur Ehre gereicht; sie hat für die Fußnoten eine einwandfreie äthiopische Petit herstellen lassen. Was aber das Wichtigste ist: der Herausgeber hat offenbar sehr sorgfältig gearbeitet. Druckfehler sind ziemlich selten, und die Kollationen sind, soweit ich mich durch Stichproben an den Berliner Hss. B L überzeugen konnte, zuverlässig.

Dasselbe Urteil kann leider nicht ohne Einschränkung auch auf die Einleitung bezogen werden; diese macht bisweilen den Eindruck einer gewissen Flüchtigkeit und Unfertigkeit. Nach S. IXf.[2] könnte es scheinen, daß der Verf. von Anfang an eine Untersuchung über das Verhältnis des Hebräers zu den Tochter-

---

1) Conti Rossinis Datierung von P ins XVIII. Jahrh. (Notice Nr. 208) beruht wohl auf einem Versehen, vgl. seine Note per la storia letteraria Abissina, S. 77, wo Abb. 77 allein als „ant." bezeichnet wird. A wird übrigens von Chaîne ins XVII. Jahrh. gesetzt.

2) „Es war der Reihe nach zu untersuchen das Verhältnis des hebräischen zum arabischen und äthiopischen Texte." „Unserer Untersuchung haben wir die . . . Ausgabe A. Kahana, . . . zu Grunde gelegt."

versionen geplant hätte; in Wirklichkeit behandelt er — von einer summarischen Übersicht der hebräischen Drucke abgesehen — nur die Übersetzungen. Daß sich diese, wie schon Wellhausen für den Araber gezeigt hat, an die kürzere, primitive hebräische Rezension anschließen, wird nirgends deutlich ausgesprochen.

Im Kapitel „Die arabischen Handschriften", welches auch die äthiopischen mit behandelt, werden 8 arabische Hss. in Paris, London und Oxford kurz erwähnt, die dem Verf. vorgelegen haben. Wenn dieser sich die Mühe gegeben hätte, die „zahlreiche(n) andere(n), die sich in den verschiedensten europäischen Bibliotheken befinden", aufzuzählen, hätte er dadurch den künftigen Bearbeiter zu Dank verpflichtet. S. IX, drittes Stück, l. „den ... Übersetzungen"; XII, Fußn. 4 l. يوسيفوس. Das Verzeichnis der äthiop. Hss. weist einige Ungenauigkeiten auf: S. XIII, Z. 5 fehlt „im Brit. Mus.", Z. 12 unrichtige Wortfolge, Z. 6 v. u. l. „beschrieben" statt „erwähnt". Im Kap. „Die Herstellung der Textausgabe" macht der Verf., nachdem er die Möglichkeit, „ein eindeutiges Stemma der Hss." zu finden, verneint hat, doch den Versuch einer Gruppierung. Diese muß, da sie weder durch eine Statistik noch durch Beispiele überhaupt begründet wird, als sehr hypothetisch gelten, besonders hinsichtlich der primitiven Gruppe A D P. Besonderes Interesse beansprucht das junge Zwillingpaar B S, weil es auf die älteste nachweisbare Hs. des äthiopischen Josippon zurückgeht. Diese wäre nach dem Kolophon (S. XV, Fußn. 2) im Jahre 1011 Mart. bzw. 1294 Domini geschrieben[1] und könnte also mit einiger Wahrscheinlichkeit eine ursprüngliche Textgestalt bieten. Jedenfalls haben wir hier den Terminus ante quem für die Übersetzung ins Äthiopische. S. XVI, Z. 4 v. u. l. 951 statt 954 (vgl. S. XI, Fußn. 4), XVII, Z. 3 l. „des Verfassers". Die letzten 30 Seiten behandeln „Das Verhältnis des äthiop. zum arab. Text" und bilden eine sehr nützliche Vorarbeit für eine eingehendere textkritische Untersuchung dieses Problems. Es werden a) die im arab. Text fehlenden Stellen des Äthiopen, b) die im äthiop. Text fehlenden Stellen der arab. Übersetzung verzeichnet, ferner auch „feste Redensarten und Wörter" sowie „Mißverständnisse des äthiop. Übersetzers". Schließlich wird eine große Anzahl von Stellen angeführt, „bei denen die Kenntnis des arab. Textes notwendig ist zum Verständnis des äthiopischen". Dabei wird nur die arab. Hs. Par. 1906 berücksichtigt. Die einzige Ausnahme (S. XXXII) lehrt, daß ein Vergleich auch der übrigen arab. Hss. von Nutzen gewesen wäre, um die Vorlage des Äthiopen näher zu bestimmen.

Der äthiop. Übersetzer hat besonders bei den Eigennamen ganz mechanisch nach seiner schwach punktierten arabischen Vorlage gearbeitet, dazu nicht selten inkonsequent. Beispiele: በዋን < ناوان < ין, ረተቀብ < ربعب < ריפת; ጌራስ (2_7) < تيراس < תירס, aber 2_{15} ቲራስ; vgl. 3_2 ገርበር : ወነብሲቅ : ወጉላን (< ወን″ < ወሳላን; vgl. PRLF) : ወበርገር (bessere Var. ወበልገር) : ወገርዎኖን usw. mit Ed. Breithaupt S. 3: כוזר ופציגך ואליקנוס ובולגר ורגבינא. Die Entsprechung ist nichts weniger als deutlich. Daher sind die Anhänge II und III, welche die äthiopischen Personen- und Völkernamen bzw. Ortsnamen mit ihren arabischen, bisweilen auch hebräischen Entsprechungen verzeichnen, unentbehrlich. Dem Verständnis wäre zweifelsohne noch besser gedient, wenn die hebräischen Formen durchgehend angeführt wären und wenn die arabischen Namen nicht in einem abstrahierten Konsonantengerippe ohne Punkte, sondern in einer handschriftlich bezeugten Form Aufnahme gefunden hätten. Die gut ausgeführten Faksimiletafeln von einer arabischen und 11 äthiopischen Hss. erhöhen noch den Wert der soliden Edition, welche die feste Grundlage für künftiges Studium des äthiopischen, gewissermaßen auch des arabischen Gorionides bildet.

Schließlich teile ich einige wenige Berichtigungen und Ergänzungen zum äthiopischen Text mit. S. 1, N. (2) auch L richtig በኃይሉ; N. (11) l. B, L, P, R usw. — S. 2, N. 1 geht auf zwei Worte, vgl. S. 20, N. (1). — S. 3, Z. 8 B ወሰምንንዋ L ወስም″; Z. 12 ፈለገ fehlt L (N. 17 zweideutig); ሞኡ] L + ላዕለ; Z. 14 L ምኔር; Z. 15 B ወበስክር L ″ኮር; Z. 16 B L በደሰያተ (bessere Form). — S. 20, Z. 17 l. አስተውዘረ. — S. 21, N. 1 „add." fehlt. — S. 22, N. 25 L besser ተኃሥሦ (vgl. N. 26). — S. 97, Z. 19 አሆ] P hat die wohl archaistische Form እሆ (auch im Hermas). — S. 98, N. 1 P = Text; N. 7 P ወእ″ : ፰፻ወ፱፻አለ. — S. 99, Z. 7 l. ገጸ; Z. 18 l. ብእሴ;

1) Kamil hat auf eine Festsetzung dieses wichtigen Datums verzichtet. Der Text des Kolophons (S. XV, Fußn. 2) hat „1. Maskarram (S: Genbot) 1011 Mart. und 7. Šawwāl 793 H." S. XIV wird das Datum als „1111 Mart. = 793 H." angegeben und die Hs. ins „XV. Jahrh.", S. XVII dagegen „Ende des XIV. Jahrh." gesetzt. Der 1. Mask. 1011 ist = 29. Aug. 1294, der 1. Mask. 1111 = 29. Aug. 1394 und der 7. Šawwāl 793 = 7. Sept. 1391; das muhammed. Datum stimmt also mit keinem der beiden christlichen überein. Man muß offenbar „6. Šawwāl 693" lesen, indem man für ፯ die in alten Hss. sehr ähnliche Ziffer ፮ setzt, was den 30. Aug. 1294 ergibt, also vollkommen stimmt. Die Beweisführung S. XVII, 2. Stück, ist ganz hinfällig (Z. 6 v. u. lies „S. XV"; mit „XIV. Jahrh." muß Z. 5 v. u. „XV." und Z. 2 v. u. „XIII. Jahrh." gemeint sein).

N. 9 D = P. — S. 296, N. 11 B = L, F; N. (15) l. ወፂፇ mit B L. — S. 297, Z. 8 ዘፂወወ] L ዘተፂወዉ; Z. 12 L እምፂዋፂ; Z. 19 ወነበረ fehlt B. — S. 298, Z. 10/11 B ይትወከፉ; Z. 18 l. ቦማኅለቅት; N. 24 B ዘተሞአ.

Für das literarische Problem des Josipponbuches, das die Forschung bis auf die Gegenwart beschäftigt hat[1], besitzt natürlich die äthiopische Version nur als Tochter der arabischen eine mittelbare Bedeutung. Die Frage ist: haben wir hier eine Vorstufe zum primitiven hebräischen Text, oder eine Epitome zu erblicken? Nur im ersten Fall wäre diese Überlieferung für das Problem des „Ur-Josippon" von Bedeutung.

Thomas, Sir Bertram: **Die Araber.** Berlin: Vorhut-Verlag Otto Schlegel [o. J.]. (234 S., 44 Abb., 3 Ktn.) gr. 8°. RM 7.50; geb. RM 8.50. Bespr. von E. Bräunlich, Leipzig.

Sir Bertram Thomas ist den Lesern dieser Zeitschrift als einer der erfolgreichsten Erforscher Arabiens in der Kriegs- und Nachkriegszeit bekannt. In seinem neuesten Buche, The Arabs, dessen deutsche Übersetzung hier zur Besprechung vorliegt, unternimmt der Verfasser den Versuch darzustellen, in welcher Weise das rassisch bedingte, durch altererbten Brauch und neuangenommenen Islam geformte Arabertum sich mit den politischen, gesellschaftlichen, literarischen und künstlerischen Kräften, auf die es im Laufe der Geschichte gestoßen ist, auseinanderzusetzen wußte.

Die Aufgabe konnte kaum umfassender und weitausgreifender gestellt werden. Es ist daher begreiflich, daß die verschiedenen Teile der Durchführung auch mit unterschiedlichem inneren Rüstzeug und äußerer Überzeugungskraft behaftet sind. Wo immer dem Verfasser seine hervorragende Kenntnis von den Ländern und Verhältnissen des Orients, seine scharfsinnig-psychologische Beobachtung der arabischen Bevölkerung zugute kommen, trifft er instinktmäßig ins Schwarze; diejenigen Stücke aber, die auf rein literarischem und historischem Quellenstudium aufgebaut werden mußten, sind nicht frei von gelegentlichen Fehlurteilen oder wenigstens irreführenden Formulierungen.

Als Belege für diese Behauptung mögen ein paar Beispiele dienen. S. 108 heißt es, daß den Künstlern, „durch ihre Religion untersagt worden war, Formen der Natur nachzubilden", S. 103 findet sich der Satz, „daß der Prophet untersagt hatte, menschliche oder tierische Gestalten darzustellen" Weder das eine noch das andere ist korrekt. Solche Sätze sind geeignet, die in Europa genugsam verbreitete irrige Auffassung zu befestigen, daß im Qorān ein Verbot der Darstellung von Lebewesen ausgesprochen sei, s. die Auseinandersetzung des wirklichen Sachverhaltes in EI Bd. IV, s. v. Ṣūra und Snouck Hurgronje, Kuṣejr 'Amra und das Bilderverbot in ZDMG Bd. LXI S. 186ff. (= Verspreide Geschriften, Bonn u. Leipzig 1923, Bd. II, S. 451ff.).

Es ist zwar richtig, daß Saladin, wie wir S. 151 lesen, die Dynastie der Ejūbiden gründete und der mächtigste Fürst des damaligen Islams, ja praktisch unabhängig war, aber die Gebete in den Moscheen seines Reiches ließ er dennoch weiterhin im Namen des 'abbāsidischen Kalifen in Bagdad verrichten. Als der bekannte Vertrag von 1229 zwischen Friedrich II. und al-Malik al-Kāmil geschlossen wurde, war letzterer nicht „Kalif von Kairo", wie es S. 153 heißt. Diese und ähnliche lapsus calami werden von den Fachgelehrten stillschweigend richtiggestellt werden können, in einem für weitere Kreise berechneten Buche sollten sie um so peinlicher vermieden werden.

Der Gesamtkonzeption des Buches vermögen natürlich die gerügten Unebenheiten keinen Abbruch zu tun, besonders da sie, wie erwähnt, durch andere, gut fundierte Urteile mehr als ausgeglichen werden. Die Auseinandersetzung über die Gründe, die zu den Eroberungszügen des jungen Islams führten (S. 48ff.), verrät den Mann, der praktisch erworbene Kenntnisse zum Verständnis historischer Vorgänge auszuwerten versteht. Ebenso treffend ist die Entwicklung der Auflösung und des Verfalles der politischen Macht dargelegt (S. 138ff.). Mit sicherem Blick hat Sir Bertram erkannt, welche falschen Vorstellungen nur allzu leicht bei europäischen Lesern und selbst bei europäischen Autoren durch die doppeldeutige Verwendung des Begriffes Araber erweckt werden. Deshalb ist die Herausarbeitung des Unterschiedes zwischen den auf der arabischen Halbinsel lebenden und den im übrigen arabischen Orient wohnenden Arabern nach Gesellschaftsordnung, Wirtschaft, kulturellem Zustand und Geschichte sehr verdienstlich (S. 159ff.; s. auch S. 218ff.).

Das Buch ist ein interessanter Versuch mit z. T. neuartigen Fragestellungen und eigenen Gedanken — schade nur, daß es dabei durch gar mancherlei — hier nicht angedeutete — Flüchtigkeiten entstellt ist. Mehrfach dürften sie wohl dem offenbar nicht sachkundigen Übersetzer zur Last fallen. Die Illustrationen sind sehr gut reproduziert, die Kartenskizzen

1) Siehe zuletzt die Übersicht bei G. Lindeskog, Die Jesusfrage im neuzeitlichen Judentum, Uppsala 1938, S. 191ff.

sind übersichtlich und lassen das Wichtige hervortreten.

Dietrich, Albert: **Arabische Papyri aus der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek.** Leipzig: Dt. Morgenländ. Gesellschaft; in Komm. bei F. A. Brockhaus 1937. (XII, 97 S., 19 Abb. auf 14 Taf.) gr. 8° = Abhandlungen f. d. Kunde des Morgenlandes XXII, 3. RM 8—. Bespr. von W. Björkman, Finkenkrug bei Berlin.

Die Hamburger Sammlung arabischer Papyri ist eine der jüngsten, sie wurde auf Anregung C. H. Beckers 1909 begonnen, und mit dem Kriegsausbruch fanden die Erwerbungen ihren Abschluß. Die Sammlung zählt 48 Papyri, 15 Papiere und ein Linnen. Der größte Teil davon sind Privatbriefe, die in der vorliegenden Edition noch nicht enthalten sind. Diese bringt die Urkunden und Akten fast vollständig, es sind 19 Texte, die hier veröffentlicht und übersetzt und bis auf einen auch auf Tafeln abgebildet sind. Bei der Edition ist das neue Leidener Klammersystem verwendet, die Texte sind inhaltlich geordnet, nur sind verschiedenartige Texte auf dem gleichen Papyrus nicht getrennt worden. Die meisten Texte betreffen kaufmännische Dinge (Kaufmandat, Kaufvertrag, Guthabenverzeichnis, Quittung über Teilzahlung u. ä.), oder das Pachtverhältnis (Erhöhung von Pachteinkünften, Vertrag über Pachtabgaben, Grundsteuerregister). Daneben kommen einzelne andere Dinge vor, eine doppelte Erbschaftsteilung, eine Nachlaß-Sicherstellung und ein Amulett aus Koranversen. Die meisten Texte sind leider unvollständig, aber datiert Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts, auch die nicht datierten werden der Zeit angehören. Inhaltlich bieten sie zum Teil erhebliche Schwierigkeiten, aber der Bearbeiter hat sich gut damit abgefunden und die Vorarbeiten von Becker, Bell, Grohmann u. a. gewissenhaft benutzt. Seine Leistung verdient um so mehr Anerkennung, als es sich um eine Erstlingsarbeit handelt, und wir hoffen zuversichtlich, daß er diesem vielversprechenden Gebiet treu bleibt.

Nur wenige Einzelheiten seien hervorgehoben. Durch den Wirrwarr der Personen- und Ortsnamen, Steuerarten, Pflanzennamen usw. hat sich der Herausgeber gut zurechtgefunden, und ich wüßte keine Verbesserungen anzubringen. Aber warum fehlt jeder Index? Der wäre doch eine wesentliche Erleichterung für den Benutzer gewesen. Die neuen Texte bestätigen in erwünschter Weise frühere Beobachtungen, z. B. daß die Form der Verpflichtungsscheine freier gehalten ist, und daß der bargeldlose Verkehr überaus verbreitet war. Besonders interessant ist, daß wir hier einmal ein Papier noch aus dem 3. Jahrhundert haben, und daß wieder der Name Turkī, also ein Türke vorkommt. Erfreulich ist der Beitrag zur Topographie von Uśmūn S. 60, und die Deutung Sackgasse ebenda scheint mir richtig zu sein.

Faris, Nabih Amin: **The Antiquities of South Arabia,** being a Translation from the Arabic with Linguistic, Geographic, and Historic Notes of the Eight Book of Al-Hamdāni's al-Iklīl, Reconstructed from al-Karmali's Edition and a MS in the Garrett Collection Princeton University Library. Princeton: Princeton University Press; London: Oxford University Press 1938. (119 S.) 8° = Princeton Oriental Texts. Volume III. $ 2.50. Bespr. von R. Paret, Heidelberg.

Es ist nicht das erstemal, daß ein Arabist sich die Aufgabe stellt, den achten Band von al-Hamdānī's (gest. 334/945) Standardwerk über das vorislamische Yemen der gelehrten Welt zugänglich zu machen. Schon vor ungefähr 60 Jahren hat David Heinrich Müller einen ersten Teil (etwa ein Drittel des Ganzen) in arabischem Text und deutscher Übersetzung herausgegeben, und zwar auf Grund einer Handschrift des Britischen Museums[1]. Über ein halbes Jahrhundert später besorgte Anastās Karmalī aus Bagdad — ohne von D. H. Müllers Teilausgabe etwas zu wissen — die zweite, diesmal vollständige Ausgabe des arabischen Textes, auf Grund von vier im Orient befindlichen Handschriften[2]. Auch Philip K. Hitti in Princeton dachte vor einiger Zeit daran, eine neue Textedition vorzunehmen, nachdem er im Jahr 1925 unter den Neuerwerbungen der dortigen Universitätsbibliothek eine Handschrift eben des achten Bandes des Iklīl entdeckt hatte, ließ dann aber beim Erscheinen der Ausgabe al-Karmalī's den Plan fallen. Nun hat Nabih Amin Faris, anscheinend unter der Anleitung von Hitti, dessen Plan einer kritischen Neuausgabe doch wieder aufgenommen. Die Bagdader Textedition scheint ihm zu unvollkommen, als daß man sich auf die Dauer damit zufrieden geben könnte. Denn erstens gebe sich Karmalī — abgesehen von gelegentlichen Zitierungen der verschiedenen Lesarten seiner Handschriften — wenig Mühe, die Orts- und Personennamen genauer zu bestimmen und auf sonstige Quellen oder klassisch-arabische Werke zu verweisen. Zweitens müsse das wichtige Variantenmaterial des Müllerschen Fragments und der Princetoner Handschrift zur Verbesserung des Textes beigezogen werden.

Die englische Übersetzung des Textes, die hier angezeigt werden soll, und die nur einen vorläufigen Beitrag zur Lösung der Gesamt-

---

1) David Heinrich Müller, Die Burgen und Schlösser Südarabiens nach dem Iklîl des Hamdânî. 2 Hefte. Wien 1879, 1881 (= SA aus SBWAW, phil.-hist. Kl., 94/1879 u. 97/1880).

2) Al-Iklīl. Al-ǧuz' aṭ-ṭāmin, yataḍamman maḥāfid al-Yaman wa-masānidahā wa-dafā'inahā wa-quṣūrahā wa-marāṭī Ḥimyar wa'l-qubūrīyāt, ta'līf ... al-Hamdānī. Aḫraǧahū ila 't-ṭab' al-ab Anastās Mārī al-Karmalī al-Baǧdādī. Baǧdād 1931. (Mit 18 verschiedenen Registern.)

aufgabe liefern möchte, erfüllt schon in weitgehendem Maße die Forderungen, die N. A. Faris für die geplante Neuausgabe des arabischen Textes aufgestellt hat. Die Personen- und Ortsnamen sind in den Anmerkungen identifiziert und soweit nötig richtiggestellt. Handschriftliche Varianten des Müllerschen Fragments und des neuentdeckten Princetoner Manuskripts sind nicht nur bei der Übersetzung mit herangezogen, sondern auch in den Anmerkungen im Wortlaut angeführt. Damit ist schon so viel wertvolle Arbeit geleistet, daß man sich fragt, ob eine Neuedition des ganzen arabischen Textes überhaupt noch notwendig ist. Auf dem Gebiet der Arabistik sind — gerade auch was Texteditionen angeht — so viel dringende Aufgaben in Angriff zu nehmen, daß man das weniger Wichtige beiseitelassen und sich ab und zu auch einmal mit einer vorläufigen Lösung zufrieden geben sollte.

N. A. Faris hat in seiner Übersetzung etliche Gedichte übergangen, worauf er schon in seiner Einleitung aufmerksam macht. Man wird ihm das kaum verübeln können. Es ist aber nicht recht verständlich, warum er von Seite 202 an (in der arabischen Ausgabe) überhaupt nichts mehr übersetzt. Die Prosastücke, die sich innerhalb der Seiten 202—295 finden, hätten ebensogut eine Übersetzung verdient wie viele Stücke aus den früheren Abschnitten. Auch auf S. 46 (81f. des arabischen Textes) und auf S. 62 (119—22) sind Prosastücke in der Übersetzung ausgelassen worden.

Soweit übrigens Faris die arabischen Gedichte überhaupt übersetzt hat, hat er sich große Mühe gegeben, sie wieder in Reime zu bringen. Ich kann es meinerseits nicht beurteilen, ob diese Nachdichtungen auf den englischen Leser wirklich künstlerisch wirken. Aber ich meine ganz allgemein, man sollte bei der Übersetzung eines derartig gelehrten Werks nicht so viel Wert auf die Kunstform legen, denn dadurch verzichtet man von vornherein auf eine genaue Wiedergabe des gedanklichen Inhalts. Geradezu widersinnig wirkt die künstlerische Umdichtung des Verses von Muhalhil auf S. 14. Der arabische Text lautet:

Innā la-naḍribu bi-'s-suyūfi ru'ūsahum
ḍarba 'l-qudāri naqī'ata 'l-quddāmī

(*„Fürwahr wir treffen sie mit den Schwertern am Kopf [Hals], so wie der Koch [bzw. Schlächter] das [den Gästen dargebrachte] Schlachttier des Führers trifft"*.)

Der Vers wird nur zu dem Zweck zitiert, um das im vorhergehenden Gedicht vorkommende Wort *quddām* in der Bedeutung „Führer", „princeps" zu belegen. Faris macht daraus:

"*Like fatted calves for a feast cut down,*
For their heads, death, for our swords, renown."

Ein besonders grober Verstoß gegen die für wissenschaftliche Übersetzungen geltenden Regeln scheint mir auf Seite 20 vorzuliegen, beim Beginn des Abschnitts über Ẓafār. Nach Erwähnung des in Ẓafār gelegenen „Schlosses von Ḏū Yazan" heißt es im arabischen Text (S. 29 der Bagdader Ausgabe):

وهو الذى يقول فيه علقمة:
ومصنعة بذى ريدان أست بأعلى فرع متلفة حلوق

وقال تبع:
ظفرنا بمنزلنا من ظفار وما زال ساكنها يظفر

Ich würde etwa folgendermaßen übersetzen:

„Und das ist das (Schloß), worüber 'Alqama sagt: 'Und eine Feste in Ḏū Raidān (d. h. Ẓafār), die angelegt ist ganz oben auf dem Gipfel einer kahlen (?) Wüste (MS Müller: متلعة *Höhe*).'

Und Tubba' sagt: 'Wir erlangten (ẓafirnā) unsern Wohnsitz, (nämlich) Ẓafār, und der dort (in Ẓafār) Wohnende war immer siegreich (yaẓfar)'."

Faris übersetzt:

"*It is that which 'Alqamah describes saying:*
We have in Raydān[1] *a mighty castle,*
Its people will ever victorious be."

Er nimmt also die leicht verständliche erste Hälfte des ersten Verses (von 'Alqama) für sich, hängt die ebenso leicht verständliche zweite Hälfte des zweiten Verses (von Tubba') daran, und zimmert daraus einen neuen Vers zurecht. Alles andere fällt unter den Tisch, und zwar befinden sich darunter gerade die schwierigen Stellen!

Auch innerhalb des Prosatextes ist die Übersetzung nicht immer einwandfrei. Zum Teil handelt es sich dabei allerdings um besonders schwierige Stellen. Aber daneben lassen sich auch ganz einfache Übersetzungsfehler nachweisen, die leicht hätten vermieden werden können. So wird auf S. 45 (80) das zweimalige *ḥadīd* einmal mit "*earth*", das anderemal mit "*iron*" wiedergegeben, statt beidemal mit "*iron*". Seite 15 (17): *wa-qāla fīhi Umaiya ibn Abi 'ṣ-Ṣalt, wa-yuqālu bal Abu 'ṣ-Ṣalt.* *„Said Umayyah ibn-abi-al-Ṣalt (he is also called abu-al-Ṣalt) in its description . . ."* Es ist natürlich zu übersetzen: *„Und darüber sagt Umaiya ibn Abi 'ṣ-Ṣalt — nach einer anderen Überlieferung [dessen Vater] Abu 'ṣ-Ṣalt — . . .".* Seite 43 (77):

وكان هذا الغيل فى الجاهلية على ضعف ما هو عليه اليوم حتى . . .

„Such was the stream during the Jāhilīyah days (although it is now very meagre) until . . ." Die richtige Übersetzung gibt schon D. H. Müller: *„In alter Zeit war der Bewässerungsstrom doppelt so groß als heut zu Tage . . ."* (Das Wort ضعف ist *ḍi'f* zu lesen).

Die Übersetzung ist nach alledem mit Vorsicht zu gebrauchen. Aber als Ganzes behält das Buch trotzdem seinen Wert. Bei der Lektüre der Bagdader Textausgabe wird man es künftig immer mit zu Rate ziehen müssen.

Destaing, Prof. E.: **Textes Arabes en parler des Chleuhs du Sous.** (Maroc). Transcription, Traduction, Glossaire. Paris: Imprimerie Nationale, P. Geuthner 1937. (IX, 336 S.) 8° = Bibliothèque de l'École Nationale des Langues Orientales Vivantes. Fr. 120 —. Bespr. von C. Brockelmann, Halle/S.

Unsere Kenntnis der marokkanisch-arabischen Dialekte ist nach den Arbeiten von Socin, Stumme, Fischer und Kampffmeyer hauptsächlich durch die im Lande selbst tätigen Franzosen gefördert worden. Diese beschränkten sich allerdings zumeist auf die Sammlung lexikalischer Materialien, während wir Textaufzeichnungen nur aus Tanger von W. Marçais und aus Ouarghla von Lévi-Provençal besitzen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß der

1) Text بذى ريدان. See Buldān II, p. 885.

um die Erforschung der berberischen Dialekte hochverdiente E. Destaing uns jetzt auch arabische Texte vorlegt. Die von ihm untersuchten Šlūḥ Südmarokkos sind durchweg zweisprachig und beherrschen das Arabische so gut wie ihre Muttersprache. D. hat sich daher zu den von ihm aufgenommenen berberischen Texten auch die arabischen Fassungen diktieren lassen. Hier legt er zunächst 50 Texte aus dem Munde des aus Ksīma in Südwestmarokko stammenden Repetitors für Berberisch an der Pariser École des langues or. viv. M. b. ʿAbdesselām vor. Es handelt sich zumeist um Tierfabeln, eine Ǧuḥāgeschichte und sonstige Schwänke, durchweg mit den aus der Weltliteratur bekannten Motiven. Die Texte hat sein Gewährsmann, offenbar seiner Unterrichtsmethode gemäß, mit einer Reihe analytischer Fragen versehen, die das Sprachmaterial in neuen Verbindungen vorführen; am Schluß werden dann gewöhnlich Verbalparadigmen oder Beispielreihen für Nominalformen aufgeführt. Zwischendurch finden sich aber auch nicht selten längere Mitteilungen volkskundlichen Inhalts, die oft weit größeres Interesse bieten als die Texte selbst. Diese sind in arabischen Typen, leider erst am Schluß mit nur zwei Proben des schönen marokkanischen Schnitts der Imprimerie nationale, und in sehr sorgfältiger phonetischer Umschrift vorgeführt. Bei den Anmerkungen zum Text ist aber der umschriebene Teil nicht selten umfangreicher als der in Originalschrift. An einigen wenigen Stellen sind diese Zugaben auch in berberischer Fassung mitgeteilt. Wir dürfen wohl hoffen, daß uns auch die berberischen Texte der Erzählungen selbst bald zugänglich gemacht werden. Sie werden es erst ermöglichen, die Fragen, die sich an das Problem der Zweisprachigkeit dieser Marokkaner schließen, genauer zu untersuchen.

Aus den uns bereits früher zugänglichen Texten ist ja bekannt, wie der Lautstand des marokkanischen Arabisch vom Berberischen beeinflußt ist. So begegnen uns auch hier in Destaings Umschrift wieder überall die reduzierten Vokale in drucklosen Silben, sogar wenn sie geschlossen sind, und vor Geminaten. Im Wortschatz sind Entlehnungen aus dem Berberischen sehr häufig, nicht nur bei den Sachbezeichnungen, sondern auch bei den Verben. Charakteristischerweise sind die Berufsabstrakta alle nach berberischem Schema gebildet, wie *tabqqālt* „Krämerei", *taḥeddātt* „Schmiedehandwerk" (51, 19), das übrigens im Glossar fehlt, und das von *ḥarāmī* ausgehende *taḥṛamiyāt* „Gaunerei". Von sonstigen Eigentümlichkeiten des Dialekts seien nur noch die Assimilation der Gruppe *ǧz* > *zz* erwähnt in *izzi* oder *izza* „es genügt", mit dem Perf. *zzani* „il m'a remplacé"; das Nomen *lžāza* „la récompense" zeigt, abgesehen von dem für den Dialekt charakteristischen Schwanken der Langvokale, als religiöser T. t. das ursprüngliche *ǧ* als *ž*, während es sonst neben Zischlauten zu *g* oder *d* dissimiliert wird. Sonstige bemerkenswerte Neubildungen sind die Mischung der Stämme X und V in *istɣuwel* „il fait l'ogre", die Reimbildung *ḍaʿfān* „schwach" für *ḍaʿīf* neben *ʿayān, berdān, žīʿān* 69, 3, sowie die Rückbildung *bū mārt* „curateur aux successions vacantes", 45, 23 aus dem Plural *maɣārīṭ*.

Das Glossar ist sehr sorgfältig angelegt und zieht zum Vergleich stets auch die übrigen Quellen heran. In ihm fehlen nur die m. Form des Pron. 2. p. s. *ntāia* du 69, 9 und *qeṭṭāʿ* „Räuber" 111; 6, während die Nebenform *geṭṭāʿ ṭṭrīq* verzeichnet ist. Zu *bidemma* „bis" hätte bemerkt werden können, daß in ihm das schon im Altar. in der Bedeutung merkwürdig schillernde *baida* fortlebt.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Bouda, K.: Beiträge zur kaukasischen und sibirischen Sprachwissenschaft. Leipzig: Deutsche Morgenländische Gesellschaft 1937, in Komm. bei F. A. Brockhaus. (63 S.) gr. 8° = Abhandl. f. d. Kunde des Morgenlandes. XXII, 4. RM 2 —. Angez. von Gerhard Deeters, Bonn.

Unter diesem Obertitel, der keinen sachlichen Zusammenhang ausdrücken soll, sondern nur auf zwei Studiengebiete des Verf. hinweist, sind zwei Arbeiten zusammengefaßt. S. 5—38 behandelt „die darginische Schriftsprache". Die zu den ostkaukasischen Sprachen gehörige Dargwa-Gruppe ist in mehrere Dialekte gespalten, zu denen auch die Sprache des durch sein Schmiedehandwerk berühmten Dorfes Kubači zu zählen ist. Bisher kannte man aus der Bearbeitung von Baron Peter von Uslar (autogr. 1866, gedr. 1892), auf der die Darstellungen von A. Schiefner (1871) und L. Žirkov (1926) fußen, nur den als „Hürkanisch" oder „Hürkilinisch" bezeichneten peripheren Dialekt des Dorfes der *ḥuruq*. Eine zentralere Stellung nimmt der jetzt zur Schriftsprache für alle Darginer erhobene *aquša*-Dialekt ein, der sich dafür auch durch die größere Anzahl der Sprecher empfahl. Diesen Schriftdialekt stellt der Verf. hier dar, im wesentlichen auf Grund einer Chrestomathie von S. Ǝbdullajev (1935). Nach einigen Erörterungen über die Orthographie der Schriftsprache und lautliche Abweichungen vom Hürkilinischen behandelt der Verf. ausführlich mit Belegen die Nominalflexion; es erweist sich, daß wegen der zahlreichen Suffix-

häufungen sich die lokalen „Kasus" überhaupt nicht in ein sauberes System bringen lassen. S. 17 *gawla ṭulri* sind nicht „Rauchfinger", sondern „Rauchsäulen": *ṭulri* ist Pl. von *ṭal* „Säule", von *ṭul* „Finger" lautet er *ṭulbi*. Ob die Annahme des Verf. von der ursprünglichen Identität der Instrumentalsuffixe *-in* und *-li* sich bewahrheitet, wird sich erst entscheiden lassen, wenn ergiebiges und zuverlässiges Material aus den übrigen darginischen Dialekten vorliegt. Die Zurückführung des *-i* in *durqi, ḫəri, quli* usw. auf *-ni* (S. 25 oben) ist unbegründet, denn das *n* in *əjni* gehört offenbar zum (obliquen) Stamm, vgl. Plur. *əjnurbi*; diese Formen sind gar keine Instrumentale, sondern besondere Illative. Das Suffix *-in* „wie, als ob" (S. 27) scheint mir mit dem Instrumentalsuffix nichts zu tun zu haben, sondern aus *-i-wan* zusammengezogen zu sein, vgl. 55, 14 *birkusiwan*, 55, 15 *bihunsiwan* für häufigeres *birkusin, bihunsin*. Nicht behandelt hat der Verf. die Verbalflexion, obgleich sich einfache Regeln für die Bildung der Hauptformen, die vom Hürkilinischen doch einigermaßen abweicht, geben lassen. Die Verben der 1. Klasse Uslars bilden das Verbaladverb (= 3. Sing.) Präteriti auf *-ur*, das Partizip auf *-ursi* und das Verbaladverb (= 3. Sing.) Präsentis auf *-ulli* (ganz selten *-urli*). Die 2. Klasse zerfällt in zwei Unterklassen; die entsprechenden Endungen sind 2a: *-ib, -ibsi, -ili*; 2b: *-ub, -ubsi, -ubli*. 3. Klasse: *-un, -unsi, -i*. Als 4. Klasse können die durativen Verben betrachtet werden: *-i, -usi, -uli*. Die Formen auf *-i* (<* *-uj*) sind also doppeldeutig, je nachdem ob sie einem durativen oder einem momentanen Verbum angehören. Das hat der Verf. verwechselt, wenn er (S. 32) das bei Uslar nicht verzeichnete Verbum „reiben" als **|| ek. || elk* ansetzt; es lautet vielmehr *|| elk. luk*, vgl. 86, 32 *delkun* und 84, 8 *mehluki* „Feile", etymologisch „Eisen-reib". Das Verzeichnis der neuen oder von Uslar abweichenden Verben kann noch etwas vermehrt werden: *|| alḳ* (2a). *|| ulḳ* „schwanken"; *|| arx* (2a) „ergreifen, umfassen"; *|| arχ* (2a). *|| urχ* schikken" (U. *|| arχais. || arχiis*); *|| aṭ. || alṭ* „schelten, schimpfen"; *|| əlɔ̈* (3). *|| əɔ̈* „scheren" (U. *|| ilɔ̈. luɔ̈*); *|| ebš* (2a). *|| ebš* „fliehen" (U. *|| ebš. || ubš*); **|| elc. luc* „setzen, ordnen"; *|| elq̇. luq̇* „mahlen" (U. *|| ilq̇. uq̇*); *|| eq* (2b). *|| elq* „zerstören" (U. *|| äq⁰. || iq́⁰*); *|| erχ* (1) „färben"; *|| eta* (1). *|| etar* „werden" (U. *|| ita. || italh*); *|| iḫ. || iḫ* „bewachen" (U. *|| äḫ. || iḫ*); *|| irG. iG* „graben" (U. *|| urG. uG*); *|| iχ* (3). *|| ilχ* „sich legen" (U. *|| is. || ils*), verschieden von *|| iχ* (2a). *|| irχ* „legen". Als Anhang (S. 34—42) gibt der Verf. zutreffende Berichtigungen zu den in Žirkov's Grammatik mitgeteilten darginischen sowie zu seinen kubačinischen Texten. Die Einarbeitung in die darginische Schriftsprache wird durch diese Schrift in hohem Maße erleichtert.

Im zweiten Teil (S. 43—63) unterwirft der Verf. „das kottische Verbum" einer eindringenden Analyse. Teils durch Vergleichung mit dem verwandten Jenissei-Ostjakischen, teils durch Gegenüberstellung der verschiedenen Verbalbildungen innerhalb des Kottischen gewinnt der Verf. über Castrén, den ersten und einzigen Bearbeiter dieser ausgestorbenen Sprache, hinaus vertiefte Einsicht in den außerordentlich verwickelten Verbalbau. Da die Erforschung des Jenisseisch-Kottischen infolge der namentlich durch E. Lewy (Ungar. Jahrb. 13, 291ff.) sehr wahrscheinlich gemachten Verwandtschaft mit dem Sinotibetischen erhöhte Bedeutung gewonnen hat, ist der mühevollen und fördernden Untersuchung des Verf. der Dank der vergleichenden Sprachforschung gewiß.

Ašmarin, Nikolaj Ivanovič: **Slovarʼ čuvašskogo jazyka** (Thesaurus linguae Tschuvaschorum — Чăваш сăмахĕсен кĕнеки), I—XIII. Kasan 1928—1937. Bespr. von Johannes Benzing, Berlin.

Der Verf. dieses Wörterbuchs der tschuwaschischen Sprache, der russische Turkologe N. I. Ašmarin (1870—26. 8. 1933) war durch seine Heimat (Jadrin in der heutigen Tschuwaschischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik) schon von Kindheit an mit dem Tschuwaschischen bekannt, und dieser von der Turkologie so vernachlässigten Türksprache galt seine Lebensarbeit. 1899 veröffentlichte er in den „Mitteilungen der archäologischen, historischen und ethnographischen Gesellschaft an der Kasaner Universität" seinen Plan für die Abfassung eines tschuwaschischen Wörterbuchs. Prof. N. F. Katanov an der Kasaner Universität interessierte sich sehr für Ašmarin, und ihm ist es auch zu verdanken, daß Ašmarin Mittel zum Druck seines Wörterbuchs erhielt, dessen erste Lieferung 1910 in Kasan erschien. Einige weitere folgten, jedoch brachten Krieg und Revolution die Arbeit ins Stocken.

Im Jahre 1927 übernahm das Volkskommissariat für Volksaufklärung der Tschuw. ASSR. die Herausgabe des Werkes. Die schon vor dem Kriege erschienenen Lieferungen wurden neu gedruckt, die erste erschien 1928 in Kasan. Bis 1930 waren 5 Bände erschienen, danach verlangsamte sich das Tempo merklich (von 1931—1933 erschien gar nichts), und 1934 rechnete man damit, den Druck bis 1936/37 fertigstellen zu können. Nun ist auch dieser

Termin überschritten, doch ist wohl mit der Fertigstellung der letzten etwa 3 Bände — 13 sind schon erschienen — in absehbarer Zeit zu rechnen.

Die erste Lieferung des „Thesaurus linguae Tschuvaschorum" geht ohne Vorwort, ohne Erklärung der Abkürzungen in medias res. Erst der nach Ašmarins Tode erschienene 6. Band bringt ein Vorwort nebst Erklärung der Aussprache, dagegen wird dort die Liste der Abkürzungen erst für den letzten Band in Aussicht gestellt. Prof. Ašmarin hatte sich zum Ziel gesetzt, den gesamten Wortschatz des Tschuwaschischen mit allen seinen Dialekten zu umfassen, und sammelte dafür reiches lexikalisches, ethnographisches und volkskundliches Material, das alles in das Wörterbuch verarbeitet ist. So finden wir neben dem gewöhnlichen Wortschatz die Wörter der Kindersprache, Onomatopöia, Pflanzen- und Personenbezeichnungen und die Namen der Dörfer, Bäche, Wälder und Felder im tschuwaschischen Sprachgebiet, veraltete Wörter, ausführliche Erklärungen (meist auf tschuwaschisch) alter Volksbräuche, hauswirtschaftlicher und anderer Geräte, der Mythen und Sagen. Leider scheint man nach Ašmarins Tode von dieser Linie etwas abgewichen zu sein und die Beispiele nach politischen Gesichtspunkten aussortiert zu haben, was aus folgender Stelle im „Vorwort" (Bd. VI, S. I) hervorgeht: „Neben den positiven Eigenschaften der ersten Lieferungen kommen im Wörterbuch angesichts des Fehlens einer gehörigen Redigierung eine Reihe von Mängeln vor, zu denen der Überfluß an Beispielen aus der religiös-missionarischen Literatur und ebenso die Beispiele nationalistischen Inhalts gehören." Als weiterer Mangel ist der angeführt, daß die „im Ergebnis der Oktoberrevolution und des sozialistischen Aufbaus" entstandenen „sozial-ökonomischen und kulturellen Verschiebungen" nicht berücksichtigt wurden (was in Ergänzungslieferungen nachgeholt werden soll), und daß das Wörterbuch also nicht die heutige (mit russischen Wörtern vollgepfropfte!) „Literatursprache", sondern ein „Denkmal der alten, vorrevolutionären tschuwaschischen Sprache" darstellt. Über diesen „Mangel" wird man sich nur freuen können, denn die infolge der „Verschiebungen" in die Literatur gekommenen Wörter wie z. B. прокулшчăк „Drückeberger, Faulenzer" können wir besser im russischen Wörterbuch nachsehen.

Ursprünglich war das Wörterbuch mit russischen und lateinischen Bedeutungsangaben geplant. Vom 3. Band an wurden jedoch die lateinischen Angaben weggelassen, was angesichts der Tatsache, daß das Russische eine bei den Wissenschaftlern verhältnismäßig wenig bekannte Sprache ist, zu bedauern ist. Die aufgeführten Beispiele sind in den ersten Bänden durchweg mit russischer Übersetzung gegeben, auch dieser Brauch wurde leider allmählich aufgegeben — wohl um den Umfang des Werkes nicht zu sehr anschwellen zu lassen —, und die Beispiele haben entweder nur eine teilweise Übersetzung, Erklärung eines schwierigen Wortes oder ähnliches oder gar keine. Im Hinblick auf den Mangel an wissenschaftlichen Hilfsmitteln für die Untersuchung des Tschuwaschischen sind diese bei jedem Wort reichlich gebrachten Beispiele aus der Literatur, aus Briefen und Gesprächen eine unerschöpfliche Fundgrube für sprachliche Forschungen. Besondere Erwähnung verdienen in diesem Zusammenhang die längeren tschuwaschischen Schilderungen oder Beschreibungen von Volksbräuchen, Hausgeräten u. a., und man wird sagen können, daß diese Beispiele die Möglichkeit bieten, nicht nur grammatischen, sondern auch syntaktischen Problemen nachzugehen.

So groß der Wert des Thesaurus in der eben besprochenen Hinsicht ist, so zahlreich sind die Mängel in lexikographischer Hinsicht. Hier stellt sich das Wörterbuch als eine weder vom praktischen noch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gutzuheißende kritiklose Kompilation von Wörtern dar. Die Anordnung ist sehr unpraktisch. Mit der für das Alphabet gewählten Reihenfolge (а, е, ы, и, у (о) ӳ (ӧ), ă, ĕ, й, в, к, л, ӆ, м, н, ӈ п, р, ҫ, с, т, ҭ, ч (Ҫ), ф, х, ш) kann man sich abfinden, dazu kommt aber, daß das Buch nach der bei den Sowjets so beliebten „kornevaja sistema" (Wurzel-, Radikalsystem) aufgebaut ist, d. h. hinter jedem „Wurzelwort" kommen dessen Ableitungen (zu denen auch Kasus und Komposita zählen), wodurch natürlich die alphabetische Reihenfolge unterbrochen wird. Um ein Beispiel anzuführen, finden wir in Bd. XIII, S. 81—106: 1. çĕр- „faulen" mit Ableitungen: çĕрĕ „(Holz-)Fäule", çĕрĕк „faul" (mit Zusammensetzungen), çĕрĕх- „faulen", çĕрĕш- „faulen", çĕрт- „Kausativ von çĕр-; in üblen Ruf bringen", çĕртме „Brachfeld, Brachacker" (mit Zusammensetzungen wie çĕртме аки „Brachfeld", çĕртме ани „Streifen Ackerlandes unter Brache", çĕртме уйăхĕ „Brachmond, Juni" usw.), çĕршĕн- „faulen", çĕршĕнтер- „Kausativ von çĕршĕн-", çĕршенчĕк „faulig". — 2. çĕр „Erde" (mit Zusammensetzungen, mit dem Instrumentalis çĕрĕн), çĕрле- „den Boden bearbeiten", çĕрлен- „sich in Erde verwandeln", çĕрлĕ „Erde habend" (danach weitere Zusammensetzungen

mit çĕp wie çĕp мамăкĕ „Watte" usw.), çĕpсĕp „ohne Erde", çĕртен çĕpe „von Ort zu Ort", çĕртеш „Landsmann", çĕр тытакан улпут „Gutsbesitzer", çĕр-шыв „Gegend, Örtlichkeit" (yer-sub!). — 3. çĕp „Name eines Geistes". — 4. çĕp „Nacht" (mit Zusammensetzungen), çĕрле „nachts, bei Nacht", çĕрле- „übernachten", çĕрлен „jede Nacht", çĕрччĕн „bis in die (späte) Nacht". — 5. çĕp „100", çĕрĕн „zu Hundert" (eig. Instrumental), çĕрĕшĕ „hundert davon", çĕрлесе „zu hunderten" (< *çĕрле-), çĕрмĕш „der hundertste", çĕр хут „100 mal, 100fach" (yüz qat!). — 6. çĕp „Ring" (s. çĕpĕ). — 7. çĕp „(Weber-) Spule" (s. çĕpĕ 2). Hier habe ich noch nicht ein Viertel der Titelköpfe angeführt, und man kann sich vorstellen, wie zeitraubend es unter Umständen ist, ein unbekanntes Wort zu suchen. Bei den beiden letzten Beispielen ist auf çĕpĕ in derselben Bedeutung hingewiesen. Diese Formen aber, die nach der Zahl der Beispiele und nach etymologischen Erwägungen (vgl. gtü. yüzük zu Nr. 5, tat. šüri „Weberschiffchen" zu Nr. 6) die normalen sein dürften, enthalten keinen Hinweis auf die Nebenform çĕp. Von den Hunderten derartiger Beispiele seien noch erwähnt: ут- „werfen" (III, 324) mit Hinweis auf ывăт- (III, 49), das die häufigere Form ist, bei der aber ут- nicht aufgeführt ist. утă „Heu" (III, 328) mit folgenden Nebenformen: вутă, вытă (bei beiden auf утă hingewiesen), ăвтă, ăвăт (ohne Hinweis auf утă); nicht angegebene Nebenformen sind ут (III, 325) mit Verweis auf утă, und ывтă (III, 50) ohne nähere Angabe. Für lexikalische Arbeiten über das Tschuwaschische muß man daher mühsam die verschiedenen Angaben über ein Wort zusammensuchen und ist nie sicher, daß man alle gefunden hat. Außerdem hat man vorerst nicht die Möglichkeit, festzustellen, welchem Teil des tschuwaschischen Sprachgebietes die betreffenden Formen angehören, da die Liste der Abkürzungen erst im letzten Band zu erwarten ist.

In einem so groß angelegten Thesaurus wäre auch zu erwarten, daß der Etymologie in wenigstens bescheidenem Umfange Platz gegeben würde. Man hat sich aber mit der oben erklärten „kornevaja sistema" begnügt, und nur ganz selten ist ein Hinweis auf ein tatarisches Wort zu finden. Die Erwähnung des -li . . -li der Orchoninschriften bei аппалăйăмăклă (I, 292) „die beiden Schwestern (d. h. die ältere und die jüngere Schwester)" scheint wie aus Versehen mitgedruckt. Wie plastisch würde aber das Wortbild, wenn Hinweise auf die Türkdialekte gegeben wären! Die ersten 5 Bedeutungen von çĕp würden etwa mit folgenden Hinweisen zu erscheinen haben: 1. çĕp- „faulen" ~ uig. yirü-, paßt lautlich auch zu gtü. čürü- dass. — 2. çĕp „Erde" ~ gtü. yer. — 3. çĕp „Geist" ~ ?. — 4. çĕp „Nacht" ~ atü. yïr- in yïrïya, yïrïγaru ? ?. — 5. çĕp „100" ~ gtü. yüz. Es müßten, wie man hier schon sieht, manche Fragezeichen gesetzt und viele zweifelhafte Etymologien gegeben werden. Ich möchte in diesem Zusammenhang auf шăл „Zahn" hinweisen, das Ramstedt (JSFOu. 38) auf Grund von Lautgesetzen zu gtü. šiš „Bratspieß" stellen möchte, während die frühere und m. E. trotz der lautlichen Schwierigkeiten richtigere Etymologie das Wort mit gtü. tiš „Zahn" zusammenstellte. Wie dem auch sei, zum wenigsten hätten die ganz sicheren Entsprechungen angegeben werden sollen, was außerdem die praktische Folge mit sich gebracht hätte, daß Türken und Turkologen sich auch mit ganz geringer Kenntnis des Russischen im Wörterbuch einigermaßen hätten zurechtfinden können.

So sehen wir den Wert und die Bedeutung des „Thesaurus linguae Tschuwaschorum" nicht so sehr in seinen lexikalischen Angaben, die erst nach mühsamem Suchen und zeitraubenden Vergleichen für wissenschaftliche Untersuchungen nutzbar gemacht werden können, sondern mehr in den als Beispiele für den Gebrauch angeführten Sätzen, die genügend Material für grammatische und syntaktische Studien bieten. Es ist zu hoffen, daß dieses Werk die gebührende Beachtung findet und zu Einzeluntersuchungen dieser für die Turkologie zweifellos sehr wichtigen Sprache führen wird.

Penzer, N. M., M. A. F. R. G. S.: The Ḥarēm. An Account of the Institution as it existed in the Palace of the Turkish Sultans with a History of the Grand Seraglio from its Foundation to the Present Time. London: George G. Harrap 1936. (277 S., 45 Abb., 7 Taf., 1 Kte.) gr. 8°. 21 s. Bespr. von Fr. Taeschner, Münster i. Westf.

Der Palastbezirk der osmanischen Sultane an der äußersten Spitze der die Stadt Istanbul tragenden Halbinsel, gemeinhin Top kapï serayï genannt, ist bis in die jüngste Zeit hinein in seinem eigentlichen Innern so gut wie unzugänglich gewesen. Auch C. Gurlitt hatte, als es ihm i. J. 1910 gestattet wurde, das Serai für sein monumentales Werk „Die Baukunst Konstantinopels" aufzunehmen, Zutritt nur zu den Höfen und einigen wenigen repräsentativen Baulichkeiten; die eigentlichen Wohnräume waren auch für ihn unzugänglich, obwohl sie seit fast einem Jahrhundert nicht mehr bewohnt waren. Erst in den Jahren nach dem Weltkriege wurden die inneren Räume des Serai etappenweise zur öffentlichen Besichtigung freigegeben, nachdem es in der Zwischen-

zeit nur wenigen bevorzugten Persönlichkeiten vergönnt war, sie zu betreten. Doch auch heute noch sind der Hindernisse für eine genaue Erforschung des Inneren genügend vorhanden, so daß wir von einer erschöpfenden Erschließung allein des Baubestandes noch weit entfernt sind.

Unter diesen Umständen ist das Erscheinen eines Werkes wie das vorliegende auf das lebhafteste zu begrüßen. Der Verf. hatte die Gelegenheit, während seines Aufenthaltes in Istanbul zu wiederholten Malen das Serai zu besuchen und konnte sich dabei der Unterstützung des Direktoriums erfreuen. So war es ihm möglich, auch selbst Aufnahmen zu machen, was bekanntlich dem Durchschnittsbesucher heute noch verwehrt ist. Das Resultat seiner Erkundungen legt der Verf. in ansprechender Form in seinem Buche vor, dem außer Abbildungen, z. T. nach eigenen Aufnahmen, auch ein Übersichtsplan beigegeben ist, der, ohne den Anspruch auf maßstäbliche Genauigkeit zu erheben, doch eine leidliche Vorstellung von der Raumverteilung gibt. Eine gute Belesenheit in der älteren europäischen Reiseliteratur über die Türkei setzt den Verf. in den Stand, gelegentlich auch kulturgeschichtliche Exkurse, wie über das Eunuchenwesen (S. 129—151), über Trachten (S. 162ff.) usw. einzuschalten, die das Buch für den Durchschnittsleser anregender gestalten, namentlich aber dem Besucher des Serais eine plastische Vorstellung von dem Leben, das einst in diesen Räumen herrschte, vermitteln, ohne aber dem Fachmann wesentlich Neues zu sagen. Orientalische Quellen dagegen sind dem Verf. verschlossen. Alles in allem ist das Buch eine für den europäischen Durchschnittsleser und Besucher des Serais bestimmte erfreuliche Bereicherung der Literatur über das Serai.

In der Wiedergabe türkischer Bezeichnungen macht sich bisweilen eine etwas zu oberflächliche Kenntnis der türkischen Sprache peinlich bemerkbar, um so mehr, als der Verf. bemüht ist, überall die türkischen Bezeichnungen möglichst korrekt anzugeben. So ist gleich das Titelwort eine Mißbildung: es heißt im Türkischen *ḥarem* — auch *ḥarīm* kommt vor —, aber ein Wort *ḥarēm* gibt es nicht. Auch das S. 16 angeführte persische Wort *sarāī* hat ein Längezeichen zu viel: es muß *sarāi* oder *sarāy* heißen. Störend macht sich eine Unsicherheit im Gebrauch des rückweisenden Personalsuffixes in Nominalverbindungen bemerkbar: S. 58 steht „*Yeni Sarayi* (or *Serai*)" und „*Eski Sarayi*"! Angesichts solcher und ähnlicher Versehen ist man im Zweifel, ob man S. 55, Anm., die Bezeichnung des Hippodromes als Et-meidan anstatt At-meidan dem Setzer oder nicht vielmehr dem Verf. anrechnen soll. Derartige Versehen hätten sich leicht vermeiden lassen, wenn man die Namen und türkischen Worte einem sicheren Kenner des Türkischen zur Durchsicht vorgelegt hätte.

Arberry, A. J.: Catalogue of the Library of the India Office. Vol. II—Part VI: Persian Books. London: Printed by Order of the Secretary of State for India 1937. (III, 571 S.) gr. 8°. 15 s. Bespr. von W. Hinz, Göttingen.

Der jetzt vorliegende Katalog der in der Bücherei des India Office zu London befindlichen, in Satz- oder Steindruck hergestellten neupersischen Bücher umfaßt nicht nur Werke in dieser Sprache, sondern auch Übersetzungen aus dem Neupersischen in europäische Sprachen. Nach dem Vorwort des Büchereivorstehers H. N. Randle (vom August 1937) hatte A. J. Arberry zwar die Bücherzettel des verstorbenen Steingaß und späterer Katalogbearbeiter zur Verfügung; doch müsse das nunmehr erschienene Buch hauptsächlich als sein eigenes Werk angesprochen werden.

Die Anordnung des Katalogs entspricht den Grundsätzen, die bereits bei den früher veröffentlichten Katalogen orientalischer Bücher des India Office angewandt wurden. Danach ist der genaue bibliographische Hinweis jeweils unter dem in Schrägschrift gedruckten Titel des betreffenden Werkes zu finden, während auf die Verfassernamen (in Fettdruck) nur die vereinfachten Titel der zugehörigen Werke folgen. Die Querverweisungen sind so zahlreich, daß die Auffindung eines bestimmten Werkes in jedem Falle sehr leicht vonstatten geht.

Der vorliegende Katalog bedeutet als bibliographisches Hilfsmittel eine willkommene Ergänzung zu dem entsprechenden Nachschlagewerk des Britischen Museums (Edward Edwards, A Catalogue of the Persian printed books in the British Museum, London 1922). Der Reichtum der India Office Bücherei an iranischen Steindrucken ist erstaunlich; eine genaue Durchsicht der vermerkten Geschichtswerke ergab, daß auf diesem Gebiet nur vereinzelt bei den Neuerscheinungen der letzten Jahre Lücken anzutreffen sind. Sogar der überaus seltene Bombayer Steindruck der Ṣafvato'ṣ-Ṣafā des Ibn Bazzāz (Lebensbeschreibung des Šeiḫ Ṣafī aus Ardabīl) ist vorhanden.

Die in jüngster Zeit von der India Office Bücherei entfaltete gesteigerte Veröffentlichungstätigkeit (vgl. OLZ 1938, Sp. 561, Besprechung des II. Bandes des Catalogue of Persian Mss.) ist sehr zu begrüßen, da wir

trotz aller Bemühungen noch weit von der Erschließung sämtlicher iranistischer Quellenwerke entfernt sind.

Herrlich, Albert: **Land des Lichtes.** Deutsche Kundfahrt zu unbekannten Völkern im Hindukusch. München: Knorr & Hirth 1938. (177 S., 88 Abb. auf Taf., 4 Ktn.) gr. 8°. RM 4 —; geb. 5.50. Angez. von W. Heffening, Bonn.

Nūristān („Das Land des Lichtes"), das frühere Kāfiristān, war das Ziel der „Deutschen Hindukusch-Expedition 1935", deren wissenschaftliche Ergebnisse bereits im Jahre 1937 in dem Werke „Deutsche im Hindukusch" vorgelegt wurden. Dies Land, das 1896 zum erstenmal von dem Engländer Robertson besucht wurde, bietet des Interessanten genug, um eine für weitere Kreise bestimmte Schilderung zu rechtfertigen. Der Verf.. der die Expedition als Arzt und Anthropologe begleitete, berichtet hier in einfacher ansprechender Form über seine Erlebnisse und Eindrücke von dem bisher in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Lande. Ungenauigkeiten in orientalischen Wörten sind ihm nicht übelzunehmen (z. B. S. 62 und 123 lies Namāz statt: Maas; S. 111: Der Name Abdul Mohamad muß auf einem Irrtum beruhen, da eine solche Namensform in islamischen Ländern undenkbar ist). Die zahlreichen ausgezeichneten Bilder nach Aufnahmen des Verfassers, die sich in dem oben genannten Hauptwerk der Expedition größtenteils nicht finden, vermögen den lebendigen Eindruck von dem Lande nur noch zu erhöhen.

Südasien.

Hauer, J. W.: **Glaubensgeschichte der Indogermanen.** I. Teil: Das religiöse Artbild der Indogermanen und die Grundtypen der indo-arischen Religion. Stuttgart: W. Kohlhammer 1937. (XVI, 357 S.) gr. 8°. RM 10 —; geb. 12 —. Bespr. von Richard Schmidt, Münster i. W.

Dies ist ein Buch, das, wie der Verfasser in der Vorrede selbst sagt, keineswegs für jedermann geeignet ist. Nicht für diejenigen, „die immer auf der Suche sind nach Fremdem, weil ihnen die Kraft des Eigenen fehlt, oder die sich ängstlich hüten müssen, anderen Formen weltanschaulicher Gestaltung als die allernächsten zu betrachten, weil ihnen die Kraft der Überzeugung nur in der Enge des Blickes gesichert scheint". So ist also mit anderen Worten dieses Buch ein Ergebnis ernstester wissenschaftlicher Forschung, welches dem gegenwärtigen Leben dienen soll. Der Rahmen ist außerordentlich weit gespannt: es sollen hier keine Einzeldarstellungen irgendwelcher indogermanischer Religionssysteme gegeben werden, sondern das Ziel des Autors ist vielmehr „eine umfassende Darstellung der indogermanischen Glaubensgeschichte im Sinne einer lebensnahen und volkverwurzelten, aber unbedingt strengen und unabhängigen Religionswissenschaft". Also nichts für die Rückständigen, die den Geist der Zeit nicht spüren bzw. ihn nicht spüren wollen; die sich, wie vor Jahren einmal einer meiner Widersacher sehr hübsch sagte, vom Bibelbuchstaben kein Tüpfelchen nehmen lassen ... Ihnen allen gebe ich mit Hauer den guten Rat, das Buch ungelesen aus der Hand zu legen.

Das *habent sua fata libelli* hat sich auch für die „Glaubensgeschichte der Indogermanen" als anwendbar erwiesen: was uns hier geboten wird, ist nur die (allerdings auf 357 Seiten angeschwollene) Einleitung zu dem seit Herbst 1936 bis auf die Anmerkungen fertig vorliegenden Werke. Es spricht für den Verfasser, daß er lieber vorläufig auf die Veröffentlichung verzichten wollte, als für sein Thema sehr wichtige inzwischen erschienene Arbeiten unberücksichtigt zu lassen, wozu u. a. die zweibändige Festschrift Hirt („Germanen und Indogermanen, Volkstum, Sprache, Heimat, Kultur") sowie W. Koppers („Die Indogermanen- und Germanenfrage") zu rechnen sind. Dazu gehören auch Hauers Forschungen über die Irminsul, die eine solche Breite angenommen haben, daß auch dieser Stoff und seine Deutung in einem besonderen Bande behandelt werden müssen. So darf man bei Hauer's wissenschaftlicher Akribie von vornherein erwarten, aus seiner Hand etwas Gründliches und Gediegenes zu empfangen. Um dies zu erhärten, genügt es wohl, auf Kapitel 3 zu verweisen, wo die indoarische Lehre vom Selbst im Vergleich mit Kants Lehre vom intelligiblen Subjekt als ein Beispiel der einheitlichen Glaubensgeschichte der Indogermanen behandelt wird. Oder sehen wir uns den Verlauf von Hauers Untersuchungen an, um zu ermessen, was er uns an bisher in dieser Form wohl kaum besprochenen Problemen vorführt. So sind seine Ausführungen eigentlich nur eine weit ausholende Vertiefung dessen, was er mit seinem Buche über die Bhagavadgītā hat sagen wollen; worüber wir übrigens in Kapitel 5 unter der Überschrift: „Der tragische Heroismus des Gottgeborgenen, die Bhagavadgītā", des weiteren belehrt werden. Der tragische Heroismus: ist das nicht das Zeichen unserer Zeit? Ist das nicht der kategorische Imperativ unserer Tage? Der über alles Erdenleid erhebende, gegen alle Alltagskümmernis schützende Heldengeist? Eine im Moralischen tief begründete Kraft, deren Wurzeln aufzugraben zwar sehr interessant, aber auch ebenso schwer ist; denn, sagt Schopenhauer, „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer". Wenn Hauer den grandiosen Versuch wagt, das religiöse Artbild der Indogermanen zu zeichnen, so mögen dem einen oder dem andern einzelne Striche daran vielleicht verzeichnet erscheinen.

Aber irren wir im Grunde genommen schließlich nicht alle mit unseren Vorstellungen von Gott, einfach deshalb, weil er für unsern, ach so kleinen Verstand schlechthin unfaßbar ist? Welche Ungeheuerlichkeit also, Andersdenkende zu bespötteln, zu verfolgen oder gar auf den Scheiterhaufen zu bringen!! Mit dem so wenig christlichen Wunsche „Anathema sit"... Ich bekenne mit Freuden, daß ich es noch erleben darf, wie sich auf religiösem Gebiete gesündere Anschauungen Bahn brechen, die in erster Linie dem Rassebewußtsein Rechnung tragen und das Artfremde energisch abschütteln. Man braucht deshalb noch lange nicht auf die Deutsche Glaubensbewegung oder sonst welche moderne Sekte zu schwören, um anzuerkennen, was Hauer in seinem neuesten Werke geleistet hat. Und wenn es nichts weiter wäre, so müßte man den Mut preisen, mit dem ein deutscher Forscher ein in vieler Augen immer noch recht heikles Thema aufgegriffen und behandelt hat. Dafür wird ihm jeder Unbefangene aufrichtig danken.

Franz Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, zunächst soweit sie die indogermanischen Völker angeht, hat damit, wenn auch unbewußt, den Gedanken nahegelegt, der sprachlichen Verwandtschaft nun auch eine solche auf religiösem Gebiete zur Seite zu setzen. Wenn es nun auch bisher nicht gelungen ist, alle Rätsel zu lösen — viele werden naturgemäß für immer unlösbar bleiben — so hat die Forschung doch einzelne Stücke eines gemeinsamen religiösen Urbesitzes ans Licht gebracht, der in mythischer Gestaltung veranschaulicht wurde: z. B. der lichte Himmel als Vater der Welt, der in Blitz und Regen die Mutter Erde befruchtet; die Sonne, das Feuer, besonders in der Form des heiligen Herdfeuers; Wind, Wasser usw. Aber derlei festzustellen kann ja nicht die alleinige Aufgabe der modernen Religionswissenschaft sein, die, wie H. stark betont, nicht nur theoretische, sondern auch, und in allererster Linie, praktische Bedeutung haben soll. Die methodologischen Schwierigkeiten sind hier sehr groß, wie der Verf. S. 4ff. klar und freimütig ausführt; ebenso die Gefahren und Hindernisse für den Forscher, der sich vielleicht ein „Wunschbild" zurechtmacht und damit der Subjektivität einen breiten Raum bewilligt, der a priori nicht zugestanden werden kann. Eine wahrhaft kritische Behandlung und Auseinandersetzung ist nur „auf der streng logischen Ebene möglich". Dabei ist immer zu beachten, daß das Bild der indogermanischen Urreligion immer nur Grundzüge enthalten kann, „wie der Holzschnitt nur den Grundcharakter eines Bildes wiedergibt".

Ich gestehe gern für meinen Teil: errare humanum est. Mein Leben hat mich gelehrt, über das errare sehr milde zu denken, solange es nicht mit Anmaßung oder Bönhasentum verknüpft ist. Um so lieber vertraue ich mich einem kundigen Führer an, der seine Leser mit größter Vorsicht über die gefährlichen Klippen geleitet, die den Anstieg auf Schritt und Tritt erschweren. So gelangen wir, wenn wir einmal die altindische Terminologie (um ihrer absoluten Bedeutsamkeit willen) benutzen wollen, von der Zeit des Veda, da man das „Selbst" (ātman-puruṣa) entdeckte und symbolisierte, über die Mystik zu der Dreieinigkeit Brahman, Viṣṇu und Rudra-Śiva, von da zu Buddha mit seinem passiven Heroismus und endlich zum Yoga, der nicht allein als Weg zur Verinnerlichung und heldischen Schulung, sondern auch im Lichte der Psychotherapie betrachtet wird.

Wenn ich den Grundgedanken von Hauers Buch in kürzester Form ausdrücken soll, so muß ich sagen: alles ist durchdrungen von Heroismus, von der durchgängigen Tragik des menschlichen Wirkens, aber auch ihrer Meisterung durch die Tat, die Meisterung des Willens, die Bildung des Gemütes als Voraussetzung der rechten Tat. Damit zeigt Hauer im Raume der Indogermanen den Weg zur geistigen und körperlichen Gesundung, und wenn er im 4. Kapitel, bei der Besprechung von Rudolf Ottos Buch: „West-östliche Mystik. Vergleich und Unterscheidung zur Wesensdeutung", darauf hinweist, daß auch die Mystik „ein unverlierbares Erbteil des indogermanischen Geistes" ist, so kann man nur wünschen, daß gerade dieses Kapitel recht viele, und zwar verständnisvolle Leser finden möge. Denn — wie Hauer betont — den Begriff Mystik, so geläufig er ist — hat man recht oft verschiedentlich gedeutet und angewendet. Die Art aber, wie Otto und im Anschluß an ihn Hauer hier Klarheit geschaffen haben, erscheint mir als schlechthin mustergültig; und der Indologe in mir hat dabei noch eine Extrafreude, da bei dieser Gelegenheit unser großer deutscher Mystiker, Meister Eckehart, mit seinem berühmten Rassegenossen Śaṃkara zusammengestellt wird und letzterer dabei eine Würdigung erfährt, wie man sie sich nicht treffender vorstellen kann. Sie enthält u. a. auch eine Vertiefung dessen, was vor Jahrzehnten Paul Deussen, in Europa unbestritten Śaṃkaras bester Interpret und größer Bewunderer, über ihn geschrieben hat.

Horner, I. B., M. A.: The Book of the Discipline (Vinaya-Piṭaka). Vol. I. (Suttavibhaṅga). Translated. London: Oxford University Press 1938.

(LXIII, 259 S.) 8° = Sacred Books of the Buddhists, Vol. X. 10 s. 6 d. Bespr. von F. Weller, Leipzig.

Bei der Übersetzung des auf Ceylon und in Hinterindien erhaltenen kanonischen buddhistischen Schrifttums ist das Vinayapiṭaka bis jetzt verhältnismäßig schlecht weggekommen. Ist es doch bislang nur zum Teile in englischer Sprache zugänglich geworden. Diese Übersetzung füllt drei Bände der Sacred Books of the East, zwei Drittel dieser Arbeit leistete, wie aus dem Geleitworte Frau Rhys Davids' zu Frau Horners Übersetzung ersichtlich ist, der verewigte Rhys Davids, ein Drittel steuerte H. Oldenberg bei. Wenn diese Mönchsdisziplin — so kann man wohl schlagwortmäßig das Werk hinreichend bezeichnen — aus der buddhistischen Schule der Theravādins naturgemäß auch weniger von dem enthält, was die buddhistische Lehre ausmacht, so entschädigt es doch auf der anderen Seite durch die vielen Realien, welche es enthält, wie auch dadurch, daß es im großen davon unterrichtet, wie das Leben der eigentlichen Träger der Lehre geregelt war und inwieweit ein Leben derer, die solche musterhafte Träger der Lehre hätten sein sollen, hinter den gestellten Anforderungen auch zurückbleiben konnte. Diese letzte Seite wird auch dann noch eindringlich bleiben, wenn man sich gegenwärtig hält, daß es sich in solchen Fällen um Einzelerscheinungen unerfreulicher Art handelte. Jede Art gesetzlicher Bestimmungen regelt das praktische Leben derer, für die sie aufgestellt werden, und selbst wenn manche Bestimmungen nur vorsorglich getroffen sind, eröffnen sie doch einen Einblick darein, was man im praktischen Leben der Träger der Lehre für möglich hielt. Da uns sonst aber nicht eben viele Nachrichten zur Verfügung stehen, das praktische Leben der altbuddhistischen Mönche und Nonnen zu beobachten, so erhöht dieser Mangel gerade für uns den Wert des Vinayapiṭaka. Mag das praktische Leben auch in diesen buddhistischen Kreisen für nebensächlicher erachtet worden sein, so blieb eben doch auch das Wollen der Träger der Lehre daran gebunden und war ohnedem unmöglich. Wir haben keinen anderen Maßstab, die Lebenskraft einer Lehre abzuwerten, als ihre Wirkung zu beobachten, die sie auf die Gestaltung des kulturellen Lebens der Menschen ausübt. Das mag der gläubige Buddhist als, von seiner Lehre aus gesehen, abwegig ablehnen, es ändert nichts daran, daß der Buddhismus großen Völkern und langen Zeiten mit ungeheurer Wucht sein Gepräge aufgedrückt und, sie gestaltend, bis ins Tiefste durchdrungen hat. Und der heilige Ernst, mit dem man unternahm, in den engeren Belangen der Mönchszucht sein Wollen sauber zu gestalten, wird einprägsam bleiben trotz manches Allzumenschlichen. So glaube ich, daß man aus dieser Mönchsdisziplin auch etwas von den seelischen Kräften verspüren kann, welche den Buddhismus befähigten, gestaltend in die Geschicke kultureller Entwicklung nachhaltigst einzugreifen und ihr geistiges Sein zu gestalten, auch das der Inder. So gesehen wird man es dankbar begrüßen, daß Frau Horner das gesamte Vinayapiṭaka übersetzt und damit einer größeren Allgemeinheit zugänglich macht.

Neben einer allgemeinen, als vorläufig gedachten Einleitung, enthält der vorliegende erste Band des geplanten Werkes die englische Fassung der Seiten 1—194 des 3. Bandes der Oldenbergschen Textausgabe. Stofflich handelt es sich um die Bestimmungen, nach denen der schuldige Mönch aufkommenden Falles ohne weiteres aus der Mönchsgemeinde ausgestoßen wurde (*pārājika*), weiter um diejenigen Vergehen von Mönchen, zu deren Beilegung und Sühne es eines förmlichen Verfahrens der Mönchsgemeinde bedurfte (*saṃghādisesa*), sowie um einige wenige Fälle, in denen das Geschehene je nach den näheren Verhältnissen so oder so beurteilt werden kann (*aniyata*). Bis auf einige ganz kurze und zwei längere Stellen ist der Pāli-Text vollständig wiedergegeben. Dabei handelt es sich um nähere Ausführungen über sexuelle Verfehlungen. Ich glaube nicht, daß dem Durchschnittsleser, für den die Übersetzung naturgemäß gedacht ist, etwas irgend Wesentliches vorenthalten wird. Es geht ihm kaum etwas verloren, wenn er die umständlich genannten Einzeldinge nicht erfährt, der allgemeine Sachverhalt wird ihm genügen. Die nicht übersetzten Texte sind in einem kleinen Anhange zusammengestellt.

Es ist nicht leicht, mit einem Übersetzer, wie es Rhys Davids war, in die Schranken zu treten, seine große Erfahrung und sein Fingerspitzengefühl haben ihn befähigt, trefflich zu übersetzen. Das Vinayapiṭaka zu verdolmetschen ist keineswegs immer leicht, unterweilen aber ist es recht schwierig. Wir kennen die Realien wenig und auch begrifflich gibt der Text Nüsse genug zu knacken. Frau Horner hat, um hier weiterzukommen, den Kommentar zum Vinayapiṭaka ausgiebig herangezogen. Wenn nichts anderes bewiesen es schon die vielen Fußnoten, welche zur Aufklärung der Übersetzung beigegeben sind, daß selbständig gearbeitet wurde und mit ernstem Fleiße eine treffende Lösung zu erreichen unternommen wurde. Aufs Ganze der Dinge gesehen gibt Frau Horners Übersetzung den Text verläßlich

wieder, die englische Ausgabe wird dem der Pāli-Sprache Unkundigen im ganzen ein zureichendes Bild der Inhalte vermitteln.

Ob alle Einzelstellen richtig wiedergegeben sind, dessen bin ich mir nicht sicher. Mir scheint aber, daß diese fraglichen Stellen sowohl ihrer Bedeutung für das Ganze nach wie im Vergleiche zur Masse des zweifelsfrei richtig übersetzten Textgutes keine überragende Bedeutung haben. Die Sachlage nach dieser Seite hin zu veranschaulichen, dürfte es ausreichen, einige Beispiele herauszugreifen.

Text S. 2, Z. 5 ist der Satz: *tayidaṃ bho Gotama tatheva* ... wiedergegeben (S. 2): "Likewise, good Gotama, (that the revered Gotama does not greet brahmins ...)". Das *tayidaṃ* von Z. 8 ist mit "this" übersetzt. Ich möchte glauben, der ausgehobene Satz von Z. 5 bedeute eher: „Das verhält sich nun in der Tat so". Ich möchte die ganze Textstelle dahin verstehen: erst erzählt der Brahmane aus Verañjā dem Gotama bei seinem Besuche, was er von ihm gehört hat, daß er nämlich die alten, gereiften Brahmanen nicht grüßt, er vor ihnen nicht aufsteht und ihnen keinen Sitz anbietet. Das erfährt er nun bei seinem Besuche an sich selbst, und darnach stellt er fest, daß das, was man ihm erzählt hat, aufs Haar zutrifft, denn (*hi*) Buddha steht wirklich nicht auf, wenn ein gereifter Brahmane kommt. Mich bedünkt, daß sich bei einer solchen Auffassung der Lage der Text besser gibt. Bei der häufig wiederkehrenden Formel: (*nāhan taṃ passāmi*) *sadevake loke samārake sabrahmake sassamaṇabrāhmaṇiyā pajāya sadevamanussāya* (Text S. 2, Z. 9/10), welche S. 2, Z. 5 v. u. übersetzt wird: "... in the world of devas including the Māras, including the Brahmās, including recluses and brahmins, of creatures including devas and mankind" möchte ich eher dafür halten, daß *prajāya* als Lokativ, nicht als Genitiv aufzufassen sei, und *loke* gleichgeordnet, nicht untergeordnet sei. Dafür scheinen mir Wendungen wie Lalitavistara 3,5f. zu sprechen, wo *lokam* und *prajān* nebeneinander als Akkusative stehen. Träfe Frau Horners Auffassung zu, dann sollte man hier für *prajān* auch einen Genitiv erwarten dürfen. Daß "including recluses and brahmins" in der englischen Wiedergabe etwas mißverständlich steht, beruht gewiß einfach darauf, daß dies beim Korrekturenlesen übersehen wurde. Auf S. 3, Z. 10 scheint es mir wahrscheinlicher zu sein, daß *rāgassa dosassa mohassa* zum zweiten *vinayāya* (Z. 11) gehöre als zum ersten (Z. 9). Daß Z. 38 *aṇḍabhūta* bedeute: "born of eggs" (S. 6) will mir, wenn anders ich den englischen Ausdruck recht verstehe, nicht recht glaubhaft erscheinen, ich würde ihn, auch nach dem Kommentare (S. 138, 23), eher verstehen als „eingekapselt". So fassen auch Anderson-Smith im Critical Pāli-English Dictionary den Ausdruck auf. Vgl. auch § 6 Ende: *„ayaṃ ... me ... paṭhamā abhinibbidhā ahosi kukkuṭacchāpakasseva aṇḍakosamhā.* Die schwierige Dhyāna-Formel der Buddhisten ist noch nicht eindeutig und abschließend erklärt. Ob *vūpasama* (S. 4, 9) "mastery" (S. 7) bedeutet oder vielleicht doch eher „Aufhören", steht offen. Zu den schwierigsten Wörtern gehört im Buddhismus *dhamma*. Ob dies S. 6, 10 in dem Textzusammenhange besagt: "made dhamma clear" (S. 11)? Ich könnte mir auch denken, daß es hier eher bedeutet: (auf mannigfache Weise ist der) Sachverhalt(, der) Gegenstand (aufgeklärt worden). Der Satz (S. 6, 32): *anatthasaṃhite setughāto tathāgatānaṃ* wird von Frau Horner so verstanden: "the breaking of the bridge of the tathāgatas is among what does not belong to the goal". Es wird an dieser Textstelle ausgeführt, daß die Tathāgata nach dem Zweckhaften (*atthasaṃhita*) fragen, nicht nach dem Zwecklosen (*anatthasaṃhita*). Da sich nun der angeführte Pālisatz als Abschluß dieser Feststellung findet, möchte ich eher glauben, er sei etwa so zu verstehen: „Zum Zwecklosen gibt es für die Tathāgata keine Brücke, zum Zwecklosen führt für die Tathāgata kein Weg". Wörtlich würde ich die Stelle so erklären: „Bei Zwecklosem ist Abbruch (der) Brücke, oder nach Buddhaghossa: (des) Weges (gen. objectivus) der Tathāgata (gen. subjectivus). Daß *setu* hier = *magga* ist, wie der Kommentator angibt, mag sein. Das ändert im ganzen nichts an der Bedeutung des Ausdruckes. Wenn aber dann der Kommentator *magga* doch offenbar als term. techn. = der Heilsweg Buddhas ausdeutet — denn nur so wird es verständlich, daß er zufügt (*maggeneva*) *tādisassa* (d. h. *anatthasaṃhitassa*) *vacanassa ghāto samucchedo ti vuttam hoti*: es wird ausgesagt, daß eben durch den (Heilsweg) solche (zwecklose) Rede ausgeschaltet, unterbunden wird — so halte ich dies für eine pfäffische Ausdeutung, die zum mindesten angezweifelt werden darf. Alles in allem bin ich jedenfalls noch nicht überzeugt, daß Frau Horner die alte Deutung des Ausdruckes (in Anm. 2, S. 13) zurecht verwirft. *khuddamadhu* (S. 7, 9), übersetzt: „Honigwabe" (S. 14), bezeichnet nach dem Kommentare zur Stelle eigentlich einen Honig, der von einer besonderen Bienenart stammt (*khuddakamakkhikāhi katamadhuṃ*). *tañ ca kho no asantaṃ no pi adātukamyatā* (S. 11, Z. 4) wird übersetzt (S. 20): "This was not because we did not want to give". Der Text heißt gewiß: „Nicht, daß ich es nicht hätte geben wollen (das sei ferne von mir), es war eben nichts da (, und deshalb konnte ich nichts geben)." Vgl. Samantapāsādikā i, 198, 28. *anupagamma Soreyyaṃ* usw. (11, 24) wird S. 21 übersetzt: "returning by Soreyya" usw. Genauer heißt das wohl: „Vorbei an Soreyya" usw. Vgl. auch Anderson-Smith, Critical Pāli-English Dictionary, s. v. Ich möchte doch glauben, daß Soreyya hier nicht eine Stadt bei Takkasilā ist (S. 21, Anm. 2), das ergäbe einen immerhin sehr bedeutenden Umweg, diese Stadt wird wohl eher zwischen Madhurā und Saṅkassa gelegen haben, vgl. Frau Horner, SBB, x, 1, Anm. 2. Ich glaube, *putta* (12, 29) und *puttaka* (13, 4) mit "child" statt mit „Sohn" zu übersetzen, schwächt die Schwierigkeiten, in denen sich die Eltern befinden, etwas ab. Wenn diese ihren einzigen Sohn hergeben, haben sie niemanden, der für sie die Manenopfer darbringen kann und die Familie fortführt. Davon ausgehend würde ich auch (S. 13, 6) den Satz: *maraṇena pi mayan te akāmakā vinābhavissāma*, (*kiṃ pana mayaṃ taṃ jīvantaṃ anujānissāma agārasmā anagāriyaṃ pabbajjāyā ti*) etwas anders auffassen, als Frau Horner es tut. Sie übersetzt (S. 23): "Your death would make us desolate with no pleasure left. (How can we, while you are still living, consent that you should go forth from home into homelessness?)" Ich würde den Satz eher so verstehen: „Selbst durch den Tod werden wir deiner (nur) widerwillig beraubt sein, wieviel weniger werden wir zugeben, daß du, der du (noch) am Leben bist, in die Hauslosigkeit aus dem Hausleben auswanderst (und uns dadurch lebend verlorengehst)." So faßt auch der Kommentar, S. 205, 1—3, die Textstelle auf. Das *ti* 14, 18 wird (S. 25, 11) wiedergegeben: "says". Da aber

14, 9—13 steht, daß der Kalandakaputta auf alle Zusprache seiner Freunde nur schweigt, wird dies *ti* vielleicht besser mit: „in der Absicht, mit dem Vorhaben", wiederzugeben sein (er hat sich auf die Erde niedergelegt in der Absicht, entweder zu sterben oder buddhistischer Mönch zu werden). S. 17, 12ff. steht der Satz: *yaṃ hi te gahapati bhavissati tatonidānaṃ bhayaṃ vā chambhitattaṃ vā lomahaṃso vā ārakkho vā, so te na bhavissati.* Frau Horner setzt das Komma um und versteht (S. 31) den Text so: "Because, householder, on account of them you will become either frightened or terrified, or your hair will stand on end, or there will be no protection for you". Ich glaube, der Satz ist anders zu verstehen. Die Sachlage ist die, daß Sudinna seinem Vater anempfiehlt, all sein Gold auf Wagen zu verladen und in den Ganges werfen zu lassen. Und warum soll er das tun (*taṃ kissa hetu*)? „Was du nämlich, Hausvater, daher(, daß du Gold besitzest,) an Furcht oder Zittern (aus Furcht) oder Schrecken, daß dir die Haare zu Berge stehen, oder Sicherung(smaßnahmen) auf dich laden wirst, das wird für dich nicht mehr vorhanden sein(, wenn du alles in den Ganges wirfst.)" Vgl. Samantapasadikā, 211, 25 zu *ārakkho*. Daß *so* syntaktisch etwas schwierig ist, kann diese Auffassung des Satzes nicht umwerfen. Entweder ist es so zu erklären, daß es durch das vorausgehende *ārakkho* bedingt ist, oder man wird daran denken müssen, daß dies *so* nach neutralen und einem maskulinen Hauptworte so zu erklären sei, daß im ursprünglichen Texte beide Arten Substantiva auf *-e* der Māgadhī ausgingen und für *so* ursprünglich *se* dastand, und daß dann das etwas unglückliche *so* aus einer nicht ganz zureichenden Übersetzung aus der Māgadhī ins Pāli geflossen sei.

samaggena saṃghena ñatticatutthena kammena akuppena ṭhānārahena upasampanno ti bhikkhu. Tatra yvāyaṃ bhikkhu samaggena saṃghena ñatticatutthena kammena akuppena ṭhānārahena upasampanno ayaṃ imasmiṃ atthe adhippeto bhikkhu (S. 24, 8ff.) wird übersetzt (S. 42): "... a monk means one who is endowed with harmony for the Order, with the resolution at which the motion is put three times and then followed by the decision, with actions (in accordance with dhamma and the discipline), with steadfastness, with the attributes of a man perfected. Whatever monk is endowed with harmony for the Order, with the resolution at which the motion is put three times, and then followed by the decision, with actions (in accordance with dhamma and the discipline), with steadfastness and the attributes of a man perfected, this one is a *monk* as understood in this meaning". Mir scheint der Text etwas anders gedeutet werden zu müssen. Die Lage ist, soviel ich sehe, die, daß eine ganze Anzahl Menschen als *bhikkhu*, Mönche, angesprochen werden, *bhikkhu* ist der A, *bhikkhu* ist der B, *bhikkhu* ist der C usw. Das ergibt sich daraus, daß hinter einem besonderen Begriffe immer der Gattungsbegriff (*ti bhikkhu*) steht. Für die Auflösung des Satzes ergibt sich daraus, daß mit *ti bhikkhu* eine Definition jeweils zu Ende ist, also alles, was zwischen dem Anfange oder einem vorausgehenden *ti bhikkhu* und dem jeweils abschließenden *ti bhikkhu* steht, als eine Definition zu fassen ist. Von all dem, was nun so unter dem Namen *bhikkhu* geht, kommt hier, d. h. als der *bhikkhu*, auf den die 1. *pārājikā* anwendbar ist, nur der letzte in Frage. Darnach möchte ich die fragliche Satzstelle so verdeutschen: „Mönch ist der, welcher geweiht worden ist (*upasampanno*) einstimmig durch eine Mönchsgemeinde (wörtlich: durch eine [mit sich] übereinstimmende Mönchsgemeinde, eine Mönchsgemeinde, in der sich kein Widerspruch erhebt) mittels des formalen Aktes (*kammena*), bei dem die Entscheidung erst nach dreimaligem Antrage getroffen werden kann, (wobei dieser Akt) einwandfrei (*akuppa*) und den Umständen entsprechend würdig vollzogen worden sein muß. Hier (d. h. in der 1. *pārājikā*) ist (der Begriff) Mönch (ausschließlich) in dem Sinne zu verstehen, daß es der Mönch ist, welcher einstimmig durch eine Mönchsgemeinde geweiht worden ist mittels des formalen Aktes, bei dem die Entscheidung erst nach dreimaligem Antrage getroffen werden kann, wobei der Akt einwandfrei und der Umstände würdig muß vollzogen worden sein." Auf all das andere, was Mönch genannt wird, findet die 1. *pārājikā* keine Anwendung, sondern nur auf den regelrecht und voll ordinierten. Frau Horner bezieht sich bei ihrer Wiedergabe von *kammena* auf den Kommentar (S. 243, 1) *kammena ti dhammikena vinayakammena*, was m. E. doch nur besagen kann: „unter kamma versteht sich ein lehrmäßiger Akt der Mönchsdisziplin." Ich kann mich nach den eingangs erwähnten Formalgründen auch nicht dafür erwärmen, daß die Z. 6/7 auf S. 24 stehenden Wörter *bhadro, sāro, sekho, asekho* prädikativ zu dem unmittelbar darauf folgenden *bhikkhu* zu beziehen seien, wie Frau Horner die Stelle auffaßt (a monk is auspicious usw.), sondern ich wäre eher geneigt, den Text so wiederzugeben: „Mönch heißt einer, der seine Zuflucht zu Buddha, zu seiner Lehre und seinem Orden genommen hat, Mönch heißt der ordentliche (*bhadda*) Mönch, der wesenhafte Mönch, der den sieben ersten Stufen der Laufbahn zum Arhat angehörende Mönch (*sekha*), der der achten Stufe dieser Laufbahn angehörende Mönch, der geweiht ist" usw. wie oben. Das euphemistische *odakantikaṃ* (28, 9) heißt kaum "the final ablution" (S. 47), sondern eher: „das, wonach man sich wäscht, was die Abwaschung als letztes hat". Auf S. 35 der Textausgabe möchte ich glauben, daß § 6 anders aufzufassen sei, als Frau Horner es tut. Sie übersetzt (S. 54): "Now at one time the sign of a woman appeared to a monk. They told this matter to the lord. He said: 'Monks, I allow a teacher to meet with the nuns during the rains, as for the upasampadā ordination, so as in the presence of nuns to turn the nuns away from those offences which they have in common with monks; but in those offences of monks which are offences not in common with nuns, there is no offence (for nuns)." Ich möchte eher glauben, daß sich dieser ganze Absatz darauf bezieht, daß jemand, der bisher für einen Mann angesehen wurde, sich so entwickelt, daß er dann als Frau zu betrachten ist. Darnach würde ich folgende Verdeutschung vorschlagen: „Nun erschien aber zu der Zeit an einem Mönche das weibliche Glied. Das teilten sie dem Erhabenen mit. 'Ich verordne, ihr Mönche, daß (für eine solche durch Geschlechtswechsel aus einem Mönche gewordene Nonne) upajjha und upasampadā dieselben (bleiben) [d. h. es hat keine Neuaufnahme in den Orden als Nonne stattzufinden, sondern auch die Upasampadā, der sie sich als Mönch unterzogen hat, bleibt rechtswirksam für die nunmehrige Nonne], (eben) die Jahre [d. h. die Zahl der Jahre, die sie als Mönch dem Orden angehörte, wird auf die Zahl der Jahre, die sie als Nonne dem Orden noch angehört, angerechnet, wenn es sich darum handelt, ihre Anciennetät als Mitglied des Nonnenordens festzustellen, in diesem Falle hat die Zählung der Anciennitätsjahre nicht neu von dem Augenblicke an zu erfolgen, in

dem sie Weib geworden ist], (ich verordne,) daß sie unter die Nonnen geht (*bhikkhuṇīhi saṅkamituṃ*). Vergehen, die für Mönche und Nonnen gleichmäßig gelten, sind bei den Nonnen zu bereinigen. Bei Vergehen, welche nur für die Mönche gelten, nicht für die Nonnen [wörtlich: welche den Mönchen nicht mit den Nonnen gemeinsam sind], ist (die neugewordene Nonne) nicht straffällig'." Mutatis mutandis ist m. E. auch die Übersetzung der zweiten Hälfte in Frau Horners englischer Wiedergabe abzuändern. So ist der Text auch in der Samantapāsādikā (i, 273/4) aufgefaßt.

Ich kann gleiche oder ähnlich gelagerte Fälle auch aus den übrigen Teilen des ersten Bandes der neuen Übersetzung des Vinayapiṭaka nach meiner Durcharbeitung anführen. Es ist hier aus Raumgründen nicht möglich, alles im einzelnen namhaft zu machen, und, wie ich glaube, auch nicht weiter nötig, weil die angeführten Einzelheiten mir ausreichend erscheinen, das Wesen der neuen Übersetzung zu bestimmen.

Dafür möchte ich noch mit ein paar Worten über die Einleitung sprechen, welche dem Buche vorausgeht. Sie ist als vorläufig gedacht und reicht hin, einem weiten Leserkreise eine allgemeine Übersicht über das Vinayapiṭaka der Theravādins, seine Teile und seine mögliche Geschichte zu geben. Dabei wertet die Verfasserin teilweise anders als herkömmlich, das betrifft vor allem die Stellung der Saṃghādisesa. Einen breiten Raum widmet Frau Horner Ausführungen über die Gründe, welche sie zu einer bestimmten Übersetzung der hauptsächlichsten technischen Ausdrücke veranlaßt hat.

Ein Sachindex, einer der Namen und ein kurzes Verzeichnis in den Anmerkungen behandelter Pāli-Wörter schließt den stattlichen Band ab, von dem Frau Rhys Davids sagt, daß labour and printing costs have been alike undertaken by my friend and colleague, the translator. Für beides wollen wir der Verfasserin dankbar sein.

Rol · Pai · Rdo · Rje: Tibetische Nationalgrammatik. Das Sum · Cu · Pa und Rtags · Kyi · 'Ajug · Pa des Großlamas von Peking. Ein Kommentar zu den gleichnamigen Schriften Thon · Mi Sambhoṭa's auf Grund der Erklärung des Lamas Chos · Skyoṅ · Bzaṅ · Po, Lo · Tsa · Ba von Zha · Lu. Mit Übersetzung u. Anmerkungen versehen von Johannes Schubert. Leipzig: R. Hadl. (105 S.) gr. 8° = Artibus Asiae, curat editionem Richard Hadl, Supplementum Primum. RM 15 —; geb. 20 —. Bespr. von Helmut Hoffmann, Berlin.

Als Berthold Laufer es 1898 in seinem Specimen des *Bod-kyi brdai bstan-bcos legs-par bšad-pa rin-po-c'ei za-ma-tog bkod-pa*[1] zum ersten Male unternahm, ein Werk der einheimischen grammatischen Literatur der Tibeter — wenn auch nur auszugsweise — zu übersetzen und analysieren, glaubte er diese Veröffentlichung mit einer längeren Apologie zugunsten des Wertes derartiger Studien beginnen zu müssen: noch gar zu fremdartig erschien damals diese Provinz der orientalischen Literatur. Heute kann man sich solche Worte getrost sparen, da die inzwischen auf diesem Gebiete erschienenen Publikationen, die von J. Schubert übersetzte und erklärte Grammatik des Dbyaṅs-can grub-pai rdo-rje[1] und die Textausgabe, Übersetzung und Analyse der Kārikās des T'on-mi Sam-bho-ṭa und eines anonymen Kommentars zu ihnen[2] von Jacques Bacot uns gezeigt haben, welch wichtige Aufschlüsse uns die Werke der tibetischen Sprachgelehrten über den Bau und die Geschichte ihrer Muttersprache vermitteln können. Mit besonderer Genugtuung stellen wir deshalb fest, daß uns Johannes Schubert einen neuen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der tibetischen Nationalgrammatik geschenkt hat (er erschien als ein Supplementband der Zeitschrift Artibus Asiae, die in ihren letzten Jahrgängen sich in bemerkenswerter Weise eine tatkräftige Förderung der tibetischen Studien hat angelegen sein lassen).

Das verhältnismäßig kurze Werk, das sich Schubert zur Bearbeitung auserkoren hat, trägt den Titel *Blo-ldan dga-bskyed* („Wonne für die Verständigen") und gibt sich wie alle anderen grammatischen Originalwerke der Tibeter als Kommentar zum *Sum-cu-pa* und *Rtags-kyi ʻjug-pa* des T'on-mi Sam-bho-ṭa. Als Redaktor der Grammatik bezeichnet sich im Kolophon der bekannte Lcaṅ-skya Hutuktu Rol-pai rdo-rje, ein auf allen literarischen Gebieten überaus fruchtbarer Schriftsteller. Das vorliegende Werk hat er seiner Angabe zufolge im Sinne der Kommentierung des Ža-lu lo-c'en kompiliert. Ža-lu-pa oder Ža-lu ist als Name zahlreicher Autoren überliefert[3], die in Ža-lu geboren sind oder dort gewirkt haben; unter ihnen befindet sich auch der berühmte Lama Bu-ston. Zum Glück erfahren wir aus einer Angabe des Textes (Blatt 15a, Z. 3 des Holzdruckes 1016/310 aus der Sammlung Pander in der Berliner Staatsbibliothek), daß Dharmapāla-

1) Studien zur Sprachwissenschaft der Tibeter. Zamatog. Sitzungsberichte der bayr. Akad., philosoph.-philol. und hist. Klasse 1898, Band I, p. 519ff.

1) Tibetische Nationalgrammatik, I. Teil: Das Sum cu pa und Rtags kyi'ajug pa des Lama Dbyaṅs can grub pai rdo rje, MSOS 31 (1928), p. 1ff. und 32 (1929), p. 1ff.

2) Les Ślokas grammaticaux de Thonmi Sambhoṭa avec leurs commentaires, traduits du Tibétain et annotés par Jacques Bacot. Annales du Musée Guimet, Bibliothèque d'études 37, Paris 1928.

3) Vgl. Laufer l. c., p. 524/25.

bhadra, tib. C'os-skyoṅ bzaṅ-po, auch Rin-c'en c'os-skyoṅ bzaṅ-po, gemeint ist, der uns bereits als Verfasser eines anderen grammatischen Werkes, des Za-ma-tog, bekannt ist.

Schuberts Arbeit enthält außer einer nützlichen Einleitung, die die Titel einer Reihe weiterer Kommentare zum Sum-cu-pa und Rtags-kyi ‹jug-pa namhaft macht, den tibetischen Text in Originalschrift und Transkription, eine Übersetzung und Anmerkungen. Wertvoll für das Verständnis erweisen sich die in seiner früheren Publikation veröffentlichten Tabellen[1], die in großen Zügen eine Übersicht über den typischen Aufbau der tibetischen Grammatiken gewähren. Die Abweichungen von diesem Schema sind mehr oder minder geringfügig, wenn auch zum Teil nicht uninteressant.

Die Übersetzung und Kommentierung ist genau und sorgfältig, wenn sich auch kleinere Versehen finden, z. B. S. 47, wo *mk'as pa yin na 'aṅ ṅa rgyal c'e* natürlich heißen muß „wenn er auch gelehrt ist, besitzt er dennoch großen Stolz". Wenn auf S. 48 für *‹byuṅ-po, ša-za* und *srin-po* die Sanskritäquivalente beigegeben werden, erwartet man diese auch bei den beiden anderen genannten Dämonengattungen: *smo-byed* (= *unmada*) und *grib-gnon* (= *chāyā*). Daß bei einer noch so in den Anfängen steckenden Wissenschaft, wie es die tibetische Philologie ist, mancher an mehreren Stellen zu anderen Übersetzungen gelangen würde, ist nicht weiter verwunderlich. S. 49 *slob mai ts'ogs mt'a yas pa ni mṅa* würde ich übersetzen „er besitzt eine unendliche Menge von Schülern", da doch *mṅa-ba* gewöhnlich für das possessive Sein verwendet wird. Die dritte Funktion von *kyaṅ*, die die Tibeter als *sdud-pa* bezeichnen, würde ich etwas anders interpretieren als der Übersetzer. Der fragliche Terminus wird in dem Glossar grammatischer Fachausdrücke zu dem Werke des Dbyaṅs-can grub-pai rdo-rje[2] als „subordinierend-konzessiv mit steigerndem Sinn" bezeichnet. Mir scheint nur die letzte Charakterisierung das Rechte zu treffen. *Sdud-pa* bedeutet „sammelnd, aufhäufend, verstärkend" und wird so auch ansprechend von Bacot[1] als „augmentatif" wiedergegeben. In diesem Sinne scheinen mir die Beispiele zu interpretieren: *gtoṅ p'od c'e ste brtson ‹grus kyaṅ ṅo* „wenn er (einerseits schon) freigebig ist, wendet er (obendrein) noch Fleiß an"; *rgya gar ba ‹bras za ste mon pa aṅ ṅo* „wie der Inder Reis ißt, so (tut es) auch der Mann von Mon" (*rgya-gar-ba* und *mon-pa* werden doch offenbar parallel gebraucht); desgleichen bei Bacot[3] *mis mi zad lhas kyaṅ btud* „nicht genug, daß ihn die Menschen (ehren), ehren ihn auch noch die Götter". Auch das einzige Beispiel bei Rol-pai rdo-rje, das man in konzessivem Sinne übersetzen kann, scheint mir an dieser Stelle zu stehen, weil in ihm eine „Verstärkung" vorliegt: *c'os ma yin pa daṅ c'os la yaṅ ‹jug go* „sogar wenn kein Dharma vorhanden ist, wendet er sich doch zum Dharma".

Das sind aber Kleinigkeiten. Wir sind J. Schubert für seine neue Arbeit zu großem Dank verpflichtet und hoffen, daß er der tibetischen Philologie noch manches wertvolle Werk erschließen wird. Vielleicht schenkt er uns einmal die Bearbeitung einer der großen maßgebenden Grammatiken, etwa des Si-tu paṇ-c'en, wodurch für die Wissenschaft ein ganz gewaltiger Fortschritt erzielt würde.

1) MSOS 31 (1928), p. 11ff.
2) MSOS 32 (1929), p. 41.
3) Bacot l. c., p. 27.

Ostasien.

Chung Feng-nien: Studies in the Chan Kuo Ts'e. Peiping: Yenching University 1936. (2, 8, 74, 39, 76 S.) 8° = Yenching Journal of Chinese Studies, Monograph Series No. 11. Mex. $ 3—. Bespr. von W. Eberhard, Ankara.

Die „Pläne der streitenden Reiche" sind von der chinesischen Forschung nie sehr stark bearbeitet worden, weniger, weil man Zweifel an der Authentizität des Textes hatte, als weil man dem Inhalt nicht traute. Das wird schon äußerlich dadurch gekennzeichnet, daß das Werk in den Bücherkatalogen bald in die Rubrik „Geschichte", bald in die Rubrik „Philosophen" eingereiht wurde. Dabei enthält es tatsächlich z. T. sehr wertvolles und interessantes Material aus einer Zeit, aus der wir nicht viel andere Quellen haben. Chung Feng-nien hat nun dieses Werk einer genauen Bearbeitung unterzogen, von der in diesem Band nur ein Teil veröffentlicht ist. Er gibt zuerst die Geschichte des Textes, ohne aber hier schon die Frage der Entstehung des Textes genauer zu untersuchen. Seit der Sung-Zeit bestehen zwei Fassungen des Textes, von Pao Piao und von Yao Hung, die sich durch die verschiedenartige Anordnung des Materials unterscheiden. Im zweiten Teil der Arbeit bringt der Verf. daher eine Synchronisierungstabelle der beiden Versionen. Hieran schließt er Bemerkungen, auf welches Jahr das erwähnte historische Ereignis wohl anspielen mag, sowie, zu welchen anderen Stücken der Sammlung das betreffende einzelne Stück Beziehungen oder Zusammenhänge aufzuweisen hat. Der dritte Teil dann bringt Vorschläge zur Berichtigung von Fehlern, die im Text enthalten sind. Bei all diesen Dingen stützt sich der Verf. weitgehend auf die früheren Arbeiten und Kommentare, die er kritisch verwendet. Es wäre sehr zu wünschen, daß die weiteren Teile der Arbeit bald erscheinen würden, die vergleichende chronologische Tabellen, geographische Karten und Erklärungen, Namens- und Sachtabellen bringen sollen, sowie Nachweise, wo und wie Teile des Textes in anderen frühen Schriftstellern zitiert sind. Es würde sich dann sicher ein abschließendes Urteil über die Quellen und das Alter des Textes fällen lassen.

Die Arbeit ist von chinesischer Seite angegriffen worden. Der Verf. hat gegen diese Angriffe im Yenching Journal No. 22 (Dez. 1937) Stellung genommen und seine Meinung in fast allen Fällen zu unterbauen versucht. Immerhin wird jeder, der sich eingehender mit den „Plänen der streitenden Reiche" zu beschäftigen hat, zu dieser Arbeit zu greifen haben.

Gulik, R. H. van: **Mi Fu on Ink-Stones.** Transl. With an Introd. and Notes. Peking: Henri Vetch 1938. (XI, 70 S., zahlr. Abb., 1 Übersichtskarte) gr. 8°. Ch. $ 10 —; Ausland: 13 s. 6 d.; USA. $ 4.50. Bespr. von Henri Maspero, Paris.

Les Chinois ont toujours accordé un intérêt extrême à tout ce qui touche à l'écriture, papier, pinceau, encre, écritoire, les «quatre objets précieux du cabinet de travail»; ils les collectionnent; ils écrivent sur eux des traités nombreux et variés. M. van Gulik a traduit un de ces petits ouvrages spéciaux, qui, ainsi qu'il le dit, a été célèbre et fait encore autorité, l'«Histoire des Ecritoires», *Yen-shih*, d'un des plus grands artistes du XI^e siècle, à la fois peintre, calligraphe et poète. La traduction faite avec beaucoup de soin est bonne; des notes copieuses expliquent les allusions littéraires, et renseignent sur les personnages et les lieux mentionnés; enfin, l'ouvrage original contenant une série de notices sur les pierres propres à la fabrication des écritoires et les pays d'où on les fait venir, le traducteur a eu l'heureuse idée de mettre à la fin de son livre une carte schématique de la Chine où sont reportés ces noms de lieux. Un index détaillé, clair et complet, termine l'ouvrage, et en fait un livre de références commode sur un sujet jusqu'ici peu traité hors d'Extrême-Orient.

Par un dè ces accidents que l'écriture chinoise rend possibles, le nom même de l'auteur du *Yen-shih* est discuté. Les historiens occidentaux de la peinture chinoise l'appellent Mi Fei, et c'est sous ce nom qu'il est entré dans le Biographical Dictionary de H. Giles. M. v. G. lit le nom personnel *fu* (p. 12): il a certainement raison, et il faudra adopter désormais le nom de Mi Fu (au lieu de Mi Fei) dans les histoires de la peinture chinoise. Mais son explication n'est pas tout à fait exacte. Il n'y a pas deux caractères presque pareils se prononçant l'un *fei* et l'autre *fu*, mais un seul caractère ayant ces deux prononciations: la discussion de Weng Fang-k'ang porte sur ce seul caractère, et tend à montrer que les lettrés modernes l'analysent et l'écrivent mal, tandis que Mi Fu l'analysait et l'écrivait bien, et que cette différence donne un critérium sûr pour discerner les autographes authentiques de Mi Fu. Les sinologues européens ont simplement adopté celle des deux prononciations qui est donnée la première dans le dictionnaire *K'ang-hsi tzŭ-tien*. La lecture *fu* est certaine puisque Mi Fu dans sa calligraphie sigillaire a adopté comme équivalent un autre caractère qui ne prête pas à confusion, n'ayant que la prononciation *fu*.

La traduction est précédée d'une notice bibliographique (p. 14—23) qui me paraît emplète (Lo Chen-yü, dans son *Pa-ch'ien-ch'üan-lou shu-mu*, ch. 11, 2, mentionne une édition du *Yen-i chih-lin*, mais cette collection ne le contient pas, et c'est une erreur pour *Mi-hsiang-yang chih-lin*); toutefois on y trouve deux fois (p. 15, 40) le *Yen-shih* du *Ch'ün-fang ch'ing-wan* désigné comme «a redaction by Mao Chin», ce qui n'est pas tout à fait exact: Mao Chin a revisé la collection entière, mais n'a rien fait de particulier pour le Yen-shih; il semble cependant s'être intéressé à cet opuscule à une certaine époque de sa vie, car il en avait copié un exemplaire des Sung; je n'ai pas vérifié si l'exemplaire qui lui servit de modèle est le même qui au XIX^e siècle, entra dans la bibliothèque de Huang P'ei-lie. La liste qui vient ensuite d'autres livres sur le même sujet qui ont servi à l'annotation est une bibliographie succincte, mais précise, de la littérature relative aux Écritoires, surtout si on y ajoute les notes critiques et descriptives de la Conclusion (p. 57 à 60). Le chapitre sur Mi Fu par lequel commence le volume (p. 13) est peut-être le moins satisfaisant: on n'y trouve aucune biographie de l'auteur, juste les dates de sa naissance et de sa mort, avec un renvoi aux histoires de la peinture chinoise; je crois que même après Sirén, il y avait encore place pour une vie de ce personnage; la bibliographie de ses œuvres ne la remplace pas, malgré son intérêt propre.

La première qualité d'une écritoire chinoise est que l'encre s'y broie bien; mais sa forme, son décor, et en général sa valeur artistique sont aussi intéressantes pour les collectionneurs. L'opuscule de Mi Fu n'est pas accompagné de dessins. Le traducteur y a suppléé d'une part au moyen d'une série de dessins schématiques donnant les formes usuelles des écritoires chinoises, et de l'autre en reproduisant des estampages d'écritoires de la collection de Chi Yün, un lettré du XVIII^e siècle. Il y a ajouté un portrait de Mi Fu (en frontispice), sans valeur documentaire, comme d'ailleurs tous les portraits d'hommes célèbres chinois, mais amusant d'attitude, et quelques spécimens de calligraphie de ce peintre-poète-calligraphe célèbre. Tel qu'il est, texte et illustra-

tion, l'ouvrage forme un ensemble complet et fort intéressant, le premier où un Européen se soit occupé spécialement de ce sujet curieux où viennent converger la technique artisanale, le sentiment artistique, le goût du collectionneur et l'amour d'un lettré pour les instruments de son travail.

Buschan, Georg: **Kulturgeschichte Japans.** Wien: Bernina-Verlag [1938]. (278 S., 68 z. T. farb. Abb. auf Taf.) gr. 8°. RM 7.50. Bespr. v. A. Wedemeyer, Leipzig.

Der Verfasser hat den Stoff zu seiner Darstellung fast ausschließlich aus der abendländischen Japanliteratur geschöpft; daneben werden einigemal persönliche Eindrücke von einer Japanreise erwähnt. Der Verfasser beschränkt sich also darauf, von anderen erarbeitete Tatsachen und Erkenntnisse zusammenzutragen, auszuwählen und zu ordnen; eigene Forschungen und neue Gesichtspunkte bringt er nicht.

Der Text zerfällt in 6 Hauptabschnitte oder Kapitel, von denen die ersten vier zusammen 38 Seiten füllen. Kapitel I gibt das Nötigste über den Raum und die Landesnatur Japans. Kapitel II schildert die rassenmäßige Zusammensetzung der Nation (Ainu, mandschukoreanischer und mongol.-malaiischer Typus) nach Bälz und die Seele des japanischen Volkes. Kapitel III, Vorgeschichte, gibt eine kurze Beschreibung der Funde, im Anschluß an die älteren Forscher wie Gowland, Munro u. a. und nach dem hergebrachten Schema: Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit. Für das Kapitel IV, die geschichtliche und soziale Entwicklung Japans, stützt sich der Verfasser so gut wie ausschließlich auf den einschlägigen Abschnitt bei Stoye (Japan, Gefahr oder Vorbild, 1936), dessen Buch nicht ohne Verdienste ist, dessen den Quellen selbst fernstehender und etwas eigenwilliger Geschichtsabriß aber kaum geeignet ist, als alleiniger Führer zu dienen. So ist auch Buschans Geschichtsübersicht dürftig, zum Teil verwirrt, und sie wird dem unvorbereiteten Leser schwerlich eine leidlich zutreffende Vorstellung von der geschichtlichen Lage und den sozialen Verhältnissen in den einzelnen Perioden vermitteln.

Wichtiger sind dem Verfasser augenscheinlich die beiden letzten Kapitel, „Der stoffliche Besitz Altjapans" und „Der geistige Besitz", mit zusammen 225 Seiten. Als stofflicher Besitz werden Siedlungs- und Wohnweise, Bekleidung und Ernährung behandelt, ferner Landwirtschaft und Gartenbau, Verkehrswesen, Schiffahrt, Fischerei, Bergbau und Hüttenwesen sowie Handwerk, besonders Kunsthandwerk (darunter u. a. Keramik, Metallarbeiten, Malerei und Holzschnittkunst, Holzbildekunst). Als geistiger Besitz werden Musik, Gesang und Tanz, das Theater, die Literatur, Sprache und Schrift zusammengefaßt, dazu Medizin und Heilkunde, Rechtspflege, Religion, Familienleben, Tempel- und Volksfeste, sonstige Sitten und Gebräuche, Aberglauben. Die Darstellungsweise ist in diesen beiden Kapiteln nicht ganz einheitlich. In wenigen Abschnitten, z. B. denen über Literatur, Keramik, Malerei, wird überwiegend in zeitlicher Folge berichtet; in den meisten Abschnitten ist die Darstellung zuständlich beschreibend, nicht geschichtlich entwickelnd, nur gelegentlich mit Rückblicken auf Früheres und Vergangenes oder auf Ursprung und Herkunft des Gegenwärtigen. Was in den beiden Kapiteln in der Tat geschildert wird, ist im wesentlichen das alte Japan, so wie es in die Gegenwart oder die jüngste Vergangenheit hereinragt und wie es von abendländischen Beobachtern seit der Öffnung des Landes beschrieben worden ist. Die neuen, durch die Übernahme westlicher Zivilisation und Kultur entstandenen Züge im Bilde Japans bleiben im allgemeinen unberücksichtigt.

Diese Kulturgeschichte ist also nicht eine „Geschichte der Kultur". Die Kultur Japans wird nicht als Gesamterscheinung erfaßt, ihr Wesen und Werden, ihre Entwicklung und Entfaltung werden nicht als die eines Ganzen geschildert, die geschichtliche Gestaltung der einzelnen Kulturerscheinungen und Lebensgebiete nicht etwa als Ausfluß der Entwicklung des Ganzen dargestellt. Es bleibt vielmehr bei Kulturbeschreibung, wobei überdies die Beschreibungen der einzelnen Lebensgebiete ziemlich unvermittelt nebeneinanderstehen, nur daß ihnen durch die vorangestellten vier Kapitel ein gemeinsamer räumlicher, nationaler und geschichtlicher Hintergrund gegeben ist. Soviel zur grundsätzlichen Anlage des Buches.

Als Kern des ganzen Buches kann man den Abschnitt „Familienleben" auffassen, der mit seinen 57 Seiten auch räumlich mehr als ein Fünftel des Textes ausmacht. Hier lernt der Leser in den Unterabschnitten Schwangerschaft, Geburt, das heranwachsende Kind und seine Erziehung, Werbung, Hochzeit, Stellung der Ehefrau, Begräbnis schrittweise die Gestaltung dieser Vorgänge und Verhältnisse im Lebensgange des Japaners, auch das Brauchtum und die Feiern, die sie begleiten, kennen. Der Verfasser ist hier in seinem Element; der Abschnitt liest sich streckenweise nicht unsympathisch, ist auch ziemlich fehlerfrei. Nimmt

man dazu, was unter „Wohnweise", „Bekleidung" und „Ernährungsweise" gesagt ist, so wird ein Bild von der privaten Existenz des Japaners gewonnen, und ebenso, bei Heranziehung des unter „Rechtspflege" über Ehe- und Erbrecht Ausgeführten, ein im ganzen zutreffendes Bild vom Wesen und Wirken der japanischen Familie. Aber von den sozialen Gebilden höherer Ordnung, von Stand und Klasse, von Klans und Verbänden, von Gesellschaft und Staat, ist (außer den unzulänglichen und nur knapp zur Tokugawa-Zeit führenden Angaben im Geschichtsabriß) keine Rede. In diese Bereiche versagt das Buch dem Leser die Führung.

Andererseits versagt die Führung mehr und mehr, je weiter sich die Darstellung aus dem Bereich materieller Kultur in den geistiger Kulturleistungen entfernt. Der Abschnitt „Landwirtschaft und Gartenbau", wo von Reisbau und anderen Feldfrüchten, vom Tee, von Miniaturgärten und Zwergbäumen, von Seidenraupen- und Perlmuschelzucht die Rede ist, ist noch ziemlich einwandfrei. Das gilt nicht mehr z. B. von dem Abschnitt „Handwerk, im besonderen Kunsthandwerk", der vielfach Befremden erweckt. Es ist schon kennzeichnend, daß der Verfasser hier, also unter der Rubrik „stofflicher Besitz", die Malerei und Holzschnittkunst, die Holzbildekunst u. a. unterbringt, während ihm ein Oberbegriff wie „bildende Kunst" mit Unterbegriffen wie „Malerei, Plastik" usw. fehlt. Dabei wird z. B. die gesamte eigentliche Malerei aus 12 Jahrhunderten auf 4½, die im Rahmen japanischen Kulturschaffens viel unwichtigere Holzschnittkunst, nach Kurth, auf 6 Seiten behandelt. Die religiöse Malerei wird kaum gewürdigt, die große Landschaftsmalerei der Ashikaga-Zeit nicht erwähnt, das Bestehen einer reinen Landschaftsmalerei nur angedeutet. Um so mehr befremdet das Generalurteil, daß für den ostasiatischen Künstler die Landschaft, wie überhaupt die Natur, das Wichtigste sei, die Menschen gleichsam als Staffage hineingesetzt werden.

Auch die Darstellung der Literatur (nach Florenz, Gundert, Okasaki) ist schlecht, mangelhaft disponiert, zum Teil geradezu verwirrt und ohne sachgemäße Scheidung zwischen Wichtigem und Belanglosem zusammengeschrieben. Das Drama wird hier und nochmals unter „Theater" abgehandelt, aber, da der Verfasser zwischen darstellendem Spiel (Theater) und Text (Literatur) nicht zu scheiden weiß, mit überflüssigen Wiederholungen und ohne Gewinn für den Leser.

Am wenigsten befriedigend ist vielleicht der Abschnitt „Religion". Gewiß ist auch hier wie in anderen Abschnitten nicht alles, was gesagt wird, falsch. Aber die Darstellung des Shintoismus ist mit Fehlangaben durchsetzt, dabei oberflächlich und so wenig sorgfältig, daß der ununterrichtete Leser hier z. B. nur mit Mühe ersehen wird, daß die im Daijingu[1] in Ise verehrte Gottheit eben Amaterasu und daß diese eben die erste Ahnin des Kaiserhauses ist. Vieles, was wissenswert ist vom Shintoismus, bleibt ungesagt, dafür ist fast die Hälfte der Darstellung dem Phalluskult gewidmet, der überdies noch an anderen Stellen des Buches behandelt oder erwähnt wird. Ebenso wenig glücklich ist die Behandlung des Buddhismus. Die unterscheidende Charakterisierung des (für Japan wenig bedeutsamen) Hinayana und des Mahayana geht nicht in die Tiefe. Wenn weiterhin der Verfasser nach dem sehr anfechtbaren Satz „Im Mittelpunkt der buddhistischen Lehre steht ihr Stifter Gautama Buddha, oder, wie er auf japanisch heißt, Butsu" die beiden Daibutsu in Nara und Kamakura als Bildnisse dieses Stifters beschreibt, wenn er anderweitig den Patriarchen Bodhidharma als Wiederverkörperung Buddhas bezeichnet, so verrät er, daß ihm grundlegende Kenntnisse fehlen. Von dem, was die beiden Religionen in Japan als Geistesmächte ausmachen, von dem tausendjährigen Ringen der japanischen Seele um den Buddhismus, von seiner reichen Sektenbildung und seiner eigenartigen Entwicklung in Japan, und ebenso von der Vielgestaltigkeit des Shintoismus, von seiner Erneuerungsbewegung und ihrer nationalpolitischen, ja weltpolitischen Bedeutung erfährt der Leser nichts.

Man kann sagen, daß das Buch zum guten Teil vom Standpunkt einer veralteten Ethnographie aus geschrieben ist, einer Ethnographie, die noch am einzelnen, besonders dem Auffälligen und Fremdartigen haftet, welcher der greifbare, im Museum ausstellbare stoffliche Kulturbesitz zunächst wichtig, die aber zur Erfassung der geistigen Hintergründe und zur Zusammenschau ganzer Lebensgebiete noch nicht vorgedrungen ist.

Einige weitere Beispiele mögen das beleuchten. So wird unter dem Titel „Verkehrswesen, Schiffahrt, Fischerei" in 10 Zeilen berichtet, daß Reisen früher zu Fuß, wie z. T. heute noch, oder beritten oder im Tragsessel

1) Der Verf. des besprochenen Buches bezeichnet die langen Vokale in umschriebenen Wörtern orientalischer Sprachen nicht. Ich habe es deshalb hier auch nicht getan, das Durcheinander bezeichneter und unbezeichneter Vokallängen sähe zu merkwürdig aus.

zurückgelegt wurden. Dann folgen 23 Zeilen über die Riksha, dieses doch nicht altjapanische Gefährt. In 6 Zeilen wird dann von der Belebtheit der Inlandsee gesprochen, wo Schiffe teils Verkehr vermitteln, teils dem Fischfang obliegen. Eine Schilderung der Kormoran-Fischerei, nicht fehlerfrei, in 35 Zeilen schließt das Kapitel. Also zwei Prachtstücke für das Museum, der Menschenkraftwagen und der tierische Fischereigehilfe, machen die eigentliche Ausbeute des Kapitels aus. Von der wirklichen Bedeutung der drei Lebensgebiete im Rahmen der japanischen Kultur ist nichts gesagt. Ebenso könnte der japanische Autor einer deutschen Kulturgeschichte sein entsprechendes Kapitel mit einer Plauderei über den Fiaker, einem Stimmungsbild über die Szenerie in der Elbmündung und einer Schilderung etwa klösterlicher Karpfenzucht oder eines Fischerstechens bestreiten.

Unter „Tanz" werden nur die Tempeltänze und der „Jonkina-Tanz" abgehandelt. Die wenig aufregenden Tempeltänze werden mit wenigen Zeilen abgetan, der „Jonkina-Tanz" mit seiner Entkleidungsszene und seinen den sensationslüsternen Abendländer verspottenden Begleitversen wird in behaglicher Breite ausgemalt und überdies im Abschnitt „Geisha" nochmals ausführlich geschildert. — Von den 10 Seiten des Artikels „Medizin und Heilkunde" sind allein 5 Seiten vornehmlich dem Technischen der Moxa-Anwendung und der Akupunktur gewidmet, auch den Wunderlichkeiten der Volksmedizin und dem Eindringen der europäischen Medizin ist ziemlich viel Raum gegönnt. Von den Anschauungen der chinesischen Schulmedizin, welche über ein Jahrtausend die ärztliche Wissenschaft Japans ausmachte, erfährt man so gut wie nichts. Also auch auf diesem ihm näher liegenden Gebiete beachtet der Verfasser vornehmlich das Absonderliche und äußerlich Sichtbare, aber bemüht sich nicht um den geistigen Hintergrund und die eigentliche Kulturleistung. — Im Abschnitt „Die Seele des japanischen Volkes" rankt sich die Darstellung an Begriffen wie Bushido, Höflichkeit, Begrüßung, Geschenkemachen, Gastfreundschaft, Verstellung, konventionelle Lüge, Etikette usw. usw. fort, also an konkreten Äußerungen der Charakteranlage. Sie wiederholt damit teilweise allerlei in anderen, sittenkundlichen Abschnitten Gesagtes. Eine Psychologie des Japaners als Ganzes und aus der Tiefe heraus wird nicht versucht.

Ebenso unbefriedigend ist mehrfach die Gewichtsverteilung zwischen den einzelnen Abschnitten des Buches. Der „Geisha", einer gewiß eigenartigen Kulturerscheinung, sind z. B. 8 Seiten gewidmet, dagegen der Geschichte der Plastik (als „Holzbildekunst") wenig mehr als 1 Seite. Und deren magerer Inhalt läßt nicht ahnen, daß die Japaner auf diesem Gebiete Leistungen aufzuweisen haben, welche sie den plastisch am höchsten begabten Völkern an die Seite stellen. Die zweimal im Stil eines Fremdenführers mit allen, z. T. falschen Maßen gegebene Beschreibung des Kolossalbuddha von Nara ist kein Ersatz dafür. —

Das mag genügen. Es ist dabei für die angedeuteten Mängel des Buches fast belanglos, daß der Verfasser viele wichtige Werke der neueren Japanforschung nicht benutzt hat oder nicht kennt. Wesentlich ist, daß mit der Einstellung und den Methoden des Verfassers eine große Kultur nicht dargestellt werden kann. —

Das Buch ist aber auch in dem, was es positiv bietet, nicht einwandfrei. Die Zahl der sachlichen Unrichtigkeiten ist überaus groß. Nur einige Beispiele: Der Flammentod der 32000 (Erdbeben 1923) ereignete sich nicht in Yokohama, sondern in Tokyo. — Tiger und Löwen hat es in Japan nie gegeben. — Reste der Ainu gibt es nicht auf den Liukiu- (Ryukyu)- Inseln, sondern auf den Kurilen. — Die Tonröhren und Tonfiguren werden nicht in den Grabhügeln gefunden, sondern außen an und bei den Hügeln. — Bälz verlegt den Anfang der Dolmen nicht in das 4. Jahrhundert nach Christus, sondern vor Christus. — Takauji (falsch: Takanji) wurde nicht 1325 mit dem Shogunat belehnt, sondern 1338. — Als die jesuitischen Missionare 1549 eintrafen, bestand die Herrschaft des Oda Nobunaga noch nicht. — Die allgemeine Schulpflicht wurde nicht lange vor Europa in Japan eingeführt, sondern nach 1868. — Der Vertrag von Kanagawa (1854) wurde nicht von Tokugawa Keiki (reg. 1866—68) unterzeichnet. — „Bis zum späten Abend, wenn der Mond bereits aufgegangen ist, ist alles auf den Feldern" ist inkorrekt. Die Quelle des Verfassers hat richtig: „abends . . . beim Mondenschein". Der Mond, der im Herbst an etwa 22 Tagen des Mondmonats abends „scheint", ist an etwa 14 dieser Tage zwischen 6 Uhr früh und 18 Uhr „aufgegangen". — In der Seto-Töpferei kommt Ende des 15. Jahrhunderts nicht „Verzierung nach europäischer Art", sondern „. . . in europäischem Sinne" auf; ihr Urheber ist nicht „Chajin Shino Soshin", sondern „der Chajin (= Teemeister) Shino Soshin"; dieser ist nicht der Töpfer, sondern der Auftraggeber. — Der älteste erhaltene Lackschrank befindet sich nicht „in Shöso", sondern „im Shosoin", dem weltberühmten Schatzhaus in Nara. — Sha-

kudo, Shibuichi und Sentoku sind nicht „Edelrostarten", sondern Bronzelegierungen, auf denen sich Edelroste bilden. Für Sentoku ist starker Zinkzusatz (nicht: Zinn-) kennzeichnend. — Der Daibutsu von Nara „soll" nicht auf ein Alter von 1000 Jahren zurückblicken, sondern er „ist" in den Jahren 745—752 errichtet worden. — Die Kyogen sind nicht „improvisierte" Zwischenspiele, sondern sie haben feststehende Texte. — Der Verfasser behauptet: „Man sagte von ihnen (den Schauspielern) nicht, daß sie essen, sondern fressen; man nannte sie nicht mit Namen, sondern bezeichnete sie mit Zahlwörtern". Vielmehr: sie wurden z. B. in Listen — natürlich mit Namen — aber nicht als „NN 1 Person", sondern als „NN 1 Hiki" geführt; dieses Hiki ist aber ein Zählwort, welches auch, wie unser „Stück", bei Tieren angewendet wird. Und Chamberlain bemerkt einmal, daß jene Ausdrucksweise soviel bedeutet, wie wenn man im Deutschen vom Essen der Schauspieler „fressen" statt „essen" sagen würde! — Zu sagen, die Mythen des Kojiki erzählten „u. a. von der Schöpfung und den Abenteuern des Gottes Miwa", ist irreführend. Andere, bis heute nationalpolitisch wirksame Mythen sind viel wichtiger; die (z. T. naiv obszönen) Abenteuer des Gottes von (sic!) Miwa bilden einen unbedeutenden Teil der Erzählungen. — Nicht ein späterer Kaiser, sondern derselbe, welcher den Amaterasu-Spiegel nach Kasanui bringen ließ, hat auch die Kopie davon herstellen lassen (4. Jahrhundert). Er hat die Kopie auch nicht im Kashiko-dokoro des Kaiserpalastes zu Tokio niedergelegt, denn Tokyo als Name und als Kaiserresidenz gibt es erst seit 1868. — „Vor wenigen Dezennien schätzte ein anonymer englischer Autor die Zahl der in etwa 20000 öffentlichen Häusern untergebrachten Mädchen auf 4500000, zu denen noch ungefähr die gleiche Anzahl weiblicher Wesen käme, die heimlich diesem Gewerbe nachgehen sollen." Demnach also Kasernen mit durchschnittlich 225 Insassinnen. Und die 9 Millionen insgesamt würden vor wenigen Dezennien etwa 90% der gesamten weiblichen Bevölkerung Japans (ohne Taiwan) im Alter von 15 bis 40 Jahren (1903: 10030975) ausmachen. 1887 gab es in 41 (von 46) Präfekturen Japans 7376 öffentliche Häuser mit 27559 Insassinnen (Rathgen). Neuere Ziffern wären gewiß beizubringen, wenn das für dies sonst ganz unstatistische Buch nötig wäre. — 1926—1930: Konzessionierte öffentl. Häuser 11532—10861, Prostituierte 50800 bis 52117, dazu Kellnerinnen in „Cafés" (Animierlokalen) 51559—66840 (Zeitschr. f. Missionskde. u. Religionsw., 1937, S. 337). — Man nennt die Prostituierten nicht Oiran. Diese Benennung war früher einmal, auch nur in Yedo und nur für die bessere Klasse dieser Mädchen üblich. Oiran bedeutet auch sicher nicht „Zeitweib", sondern ist vielleicht (?) über oirantoko aus onora no tokoro, etwa „die Unsere", einem Ausdruck, mit dem die Zofen dieser Damen ihre Herrinnen bezeichneten, entstanden. — Von dem Raum für die Teezeremonie sagt der Verfasser: „Er umfaßt 4½ Matten, mißt also 6:3 Fuß, was sehr klein ist." In der Tat wäre das die Größe eines Sarges. Aber 4½ Matten ergeben, im Quadrat geordnet, nach den vom Verfasser anderweit richtig angegebenen Maßen eine Fläche von 9:9 Fuß oder 2,73:2,73 Meter.

Diese Beispiele aus verschiedenen Wissensgebieten werden ausreichen. Ich habe etwa 140 grobe sachliche Unrichtigkeiten dieser Art notiert.

Die Aussagen des Verfassers über das Verhältnis der japanischen Sprache zur chinesischen Schrift zeigen, daß er sich die hier vorliegenden Tatsachen und Probleme nicht klargemacht hat. Die Mehrsilbigkeit der japanischen Wörter ist nicht der Umstand, der ihre Darstellung durch chinesische Wortzeichen erschwert. Die Hauptschwierigkeiten bestehen darin, daß die Bedeutungen der chinesischen Wortzeichen und der japanischen Wörter sich nicht decken, sondern überschneiden, und darin, daß die Veränderungen japanischer Wörter (Flexionsformen) sich nicht eindeutig durch chinesische Wortzeichen darstellen lassen. Dieser Umstand hat vornehmlich mit zur Einführung der Silbenschriften geführt. Der Verfasser verwechselt die beiden Silbenschriften, Katakana und Hiragana, wenn er die Katakana als die Frauenschrift des Mittelalters und als die vorwiegend verwendete Silbenschrift hinstellt. Man ersieht aus seinen Ausführungen auch nicht, daß das Nebeneinander von Wort- und Silbenschrift das Wesen des japanischen Schreibens besonders seit dem Mittelalter ausmacht.

Die Unvertrautheit des Verfassers mit der japanischen Sprache äußert sich auch in den vielen Fehlschreibungen japanischer Wörter. Die Verwendung verschiedenartiger Transkriptionen, wie Tokio neben Tokyo, mag hingehen, weniger gut schon Jesso neben Yezo oder Riukiu neben (chines.) Liu-Kiu und Loochow. Aber Schreibungen wie Shikoko und Jeyasu (statt Shikoku und Ieyasu oder Iyeyasu) sind eben falsch. Viele Fehlschreibungen gehen unmittelbar zu Lasten des Verfassers, z. B. Muramatsu, Osakaki, Akasuka, Fuku-roku-jin, Nakamu, make-i, oakutani, o-tzumi, ko-tzumi

(statt Matsumura, Okasaki, Asakusa, Fukuroku-ju, Nakamura, maki-e, aokutani, o-tsuzumi, ko-tsuzumi). Andere mögen Fehllesungen oder Setzfehler sein, ergeben aber oft so unjapanische Wortbilder, daß der Autor sie nicht hätte übersehen dürfen, z. B. Rotsbashi, Hidoyoski, Ishuerro, ta-ul-ne, knoso (statt Hitotsubashi, Hideyoshi, vielleicht Ishiguro, ta-ue oder ta-uhe, kwaso). Ich habe etwa 125 Fehlschreibungen notiert, ohne ihre Zahl zu erschöpfen und ohne die Fehler in deutschen und lateinischen (z. B. Heliotis) Wörtern. Etwa 10% der japanischen Eigennamen im Text dürften entstellt sein.

Die Grundsätze und Möglichkeiten japanischer Namenbildung sind dem Verfasser offenbar unklar. Er stellt bald den Familiennamen voran, bald den persönlichen Namen, z. B. Ogata Korin neben Okyo Maruyama. Als Verfasser des bekannten Werkes „Das Buch vom Tee" verzeichnet er Yoshisaburo O. Er hält also den persönlichen Namen für den Familiennamen, überdies verwechselt er den wirklichen Verfasser Okakura Kakuzo mit seinem Bruder Okakura Yoshisaburo. Der Titel des von Nakayama Saburo verfaßten Buches Kokumin Nenju Gyoji, den die Übersetzer durch „Das Jahr im Erleben des Volkes" wiedergegeben haben, wird bei Buschan zum Namen des Verfassers, den er Gyoji, K. N. nennt und als „der Japaner Gyoji" zitiert. Die Worte Nenju gyoji (etwa: „in einem Jahre begangene Angelegenheiten") sind nochmals verhängnisvoll. In einigen Bildunterschriften wird der Buchtitel Seiro ehon nenju gyoji übersetzt: „Bilderbuch eines Grünen Hauses, ein Jahr lang Kampfrichter". Hier wird also gyoji „begangene Angelegenheiten" mit der anders geschriebenen Verbindung gyoji „Begehens-Vorsteher", „Kampfrichter", verwechselt. Das stammt vielleicht aus einem Katalog des Museums für Kunst und Industrie in Wien, welches die Bilder beigesteuert hat. Buschan hätte den Unsinn bemerken können: im Text hat er, nach Kurth, die ansprechende Übersetzung „Jahrbuch der Grünen Häuser". —

Leider werden auch Japaner das Buch lesen. Um so mehr ist auch das zu bedauern, daß sich der Verfasser einer ganz ungepflegten Sprache bedient. Er verwendet öfters einzelne Wörter ganz falsch, z. B. lorbeerartig, Bildhauerei, Büste im Sinne von lorbeerähnlich, Porträtplastik oder Bildniskunst, sitzende Gestalt. Mehrmals ist das Geschlecht oder die Beziehung eines Fürworts falsch, z. B. „sein Oberhaupt, der (statt: das) allen Fragen ... vorstand," oder „... Darbringen von Opfern und Gebeten. Bei den Shintoisten bestehen diese (statt: die Opfer) in Reis". Ganz verbaute Sätze sind häufig, z. B. „Im allgemeinen kann das Klima Japans als ein gemäßigteres als unter den anderen gleichen Breitengraden bezeichnet werden." Manchmal wird durch die unbeholfene Satzkonstruktion geradezu der Sachverhalt verfälscht, z. B. „685 wurde der Buddhismus zur Staatsreligion erklärt, und 749 legte als erster der Kaiser das Gewand eines buddhistischen Priesters an. Im Laufe der Zeit hat er so mancherlei Veränderungen im Ritus und" (ergänze: in) „sonstigen Vorschriften erfahren." Das besagt eindeutig: Bis 749 hat niemand, aber dann als erster der Kaiser das Priestergewand angelegt, und dieser Kaiser hat mancherlei Veränderungen im Ritus usw. in Erfahrung gebracht. Aber der Verfasser will ausdrücken: Wie früher andere, so hat 749 zum erstenmal auch ein Kaiser das Mönchgewand angelegt, der Buddhismus aber hat so mancherlei Veränderungen durchgemacht. — Ich habe etwa 75 grobe Verstöße gegen Grammatik und Stilistik notiert, kleinere Nachlässigkeiten ungerechnet.

61 von den 68 Abbildungen sind Reproduktionen von Farbenholzschnitten, die übrigen geben Gemäldeausschnitte oder Gegenstände des Kunsthandwerks wieder. Man bemerkt das Bestreben, vielseitige Ausschnitte aus dem japanischen Leben zu geben. Aber schließlich bleibt das meiste in der kleinen Welt des Holzschnitts, somit auch in der Sphäre der Romanillustrationen, der Schauspielerei, der Bordelle und der häuslichen Verrichtungen stecken. Die Möglichkeit, bei so vielen Tafeln, die Fülle des japanischen Kulturlebens vorzustellen, auch z. B. die Ausführungen des Textes über Malerei und anderes Kunstschaffen planmäßig zu illustrieren, ist nicht voll ausgenutzt.

Den Deckel des Buches schmückt eine kleine Strichzeichnung des Amida Butsu von Kamakura, in der Absicht anzuerkennen, wenngleich die innere Größe des Urbildes nicht zum Ausdruck kommt. Als Titelbild des Buches hingegen und als Schaubild auf dem Schutzumschlag dient das Bildnis einer Flötenspielerin nach dem Farbenholzschnitt eines Toyokuni. Gewiß ein ganz liebenswürdiges, wenn auch nicht überragendes Kunstwerk. Aber man denke sich das Bildnis etwa eines Harfenmädchens aus dem galanten Berlin um 1790 von der Hand eines Künstlers zweiten Ranges als repräsentatives Schaubild einer deutschen Kulturgeschichte.

Geschmacklos ist das Ende des Textes. Da ist noch einmal wieder vom Phallusdienst die Rede und von der Entblößung der Geschlechtsteile zur Abwehr böser Einflüsse.

Und dann schließt der Text mit der Geste der Feige. Man könnte sich einen würdigeren Ausklang für die Kulturgeschichte eines großen und stolzen Volkes denken.

Der Verlag nennt das Buch „das Standardwerk über Japans Kultur, Kunst und Volkskunde". Aber gerade zugunsten der vielen, die heute in der Tat „brennendes Interesse" an japanischen Dingen nehmen, schien es wünschenswert, solches Fehlurteil richtig zu stellen.

Pippon, Dr. Toni: **Japans Reichsentwicklung von Jimmu Tennō bis zum Kamakura-Shōgunat.** Ein Beitrag zur Reichsidee und zur politischen Geschichte. Tōkyō: Deutsche Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens 1937, Leipzig: in Komm. bei O. Harrassowitz. (IV, 105 S.) gr 8° = Mitteil. d. Dt. Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Bd. XXVIII, Teil F. RM 3 —; geb. 4 —. Angez. v. Horst Hammitzsch, Nagoya (Japan).

Die Staatsanschauung Japans (*Kokutai*), wie sie sich in langer geschichtlicher Entwicklungsreihe vom ersten Tennō Jimmu an bis hinauf in die Jahre des Kamakura-Shōgunats (bis 1333) entwickelt hat, darzustellen und dabei besonders herauszuarbeiten, wie fest diese Staatsanschauung im Tennōtum begründet ist und gewissermaßen mit dem Tennōtum in das Reich hineinwächst, hat sich der Verf. zur Aufgabe gestellt. Mit Recht betont er, daß wir dieses Tennōtum und die mit diesem zusammenhängenden Gedankenkreise in der japanischen Geschichte besonders zu beachten haben, wenn wir mit unserem Urteil der gegenwärtigen Form und Äußerung des japanischen Nationalcharakters gerecht werden wollen. Auch für das Japan der Gegenwart hat ja das überlieferte Erbe altehrwürdiger Vergangenheit seinen Urwert behalten. Man schöpft auch heute noch aus dem Urquell völkischen Gutes. Das Verdienst dieses Buches nun ist es, auf solche „Quellen und Wurzeln" der Staatsanschauung und des Nationalwesens hinzuweisen und sie zu verdeutlichen. Dabei wird in reichem Maße neben Interpretationen japanischer Gelehrter wie Chikao Fujisawa, Toyō Ohgushi usw. die ausgezeichnete, tief in die zeitgenössischen Kulturwerte sich einfühlende Einleitung zur Übersetzung des Jinnō Shōtō-ki von H. Bohner herangezogen. (Interessant wäre es sicher gewesen, vor allem für die Periode des Zweiten Reiches [von 1185 an], die doch eine solche gewaltiger geistiger Auseinandersetzung war, noch andere Stimmen zeitgenössischer Art zu hören!) Der Verf. läßt uns deutlich erkennen, daß in den jeweiligen Perioden der behandelten Zeitspanne immer das Tennōtum der eigentliche Wahrer und Hüter des Kokutai ist, begonnen bei dem Yamato-Reich, in welchem das Tennōtum Gestalt gewann, hinweg über das Zwischenreich, in welchem das Tennōtum Blüte und Verfall erlebte, bis hinein in das Zweite Reich, wo das Tennōtum um seinen eigenen Bestand zu bangen hatte.

Die fleißige Arbeit, welche uns die frühesten Anlagen japanischen Staatsdenkens aufschließen und ihre Entwicklung bis zum Ende des Kamakura-Shōgunats verdeutlichen will, dürfte dazu beitragen, auch das Japan in seiner gegenwärtigen Gestalt, in seinem Wirken nach innen und außen besser verständlich zu machen.

Benesch, Otto: **Die Spätmeister des japanischen Holzschnitts:** Sharaku, Hokusai, Hiroshige. Einleitender Text von Otto Benesch. Wien: O. Lorenz [o. J.]. (XIII S., 62 Abb. auf 58 Taf., davon 10 mehrfarbig.) 4°. RM 10—. Bespr. von Max Loehr, München.

Der Band bringt eine Auswahl aus den im Frühjahr 1938 in der Albertina ausgestellten Holzschnittdrucken in einwandfreien Reproduktionen. Daß die Schwarzweiß-Wiedergaben in der Nachbarschaft der schönen farbigen Blätter etwas nüchtern wirken, versteht sich von selbst, doch drängt sich das Unbefriedigende dieser simplen Tatsache darum fühlbarer auf, weil der Sinn dieses Buches in der Darbietung des Materials liegt und deshalb gewisse Ansprüche rechtfertigt. Ansprüche, die übertrieben wären, wenn nicht gerade über den japanischen Holzschnitt eine ganze Reihe zugänglicher, unentbehrlicher und zudem nicht schlechter illustrierter Werke existierten. Es ist daher zu befürchten, daß das sorgfältig und geschmackvoll gearbeitete Buch nicht der Nachfrage begegnet, die es eigentlich verdiente; aber, es fügt den vorhandenen Veröffentlichungen im Grunde zu wenig Neues hinzu. So sind von den zwölf Schauspielerportraits des Sharaku elf bei Kurth enthalten (Kurth, Sharaku, München 1922), so daß der Gewinn eigentlich nur in der farbigen Wiedergabe von vier Tafeln besteht. Hokusai ist mit vierzig Abbildungen, darunter fünf farbigen, vertreten, die seinen künstlerischen Entwicklungsgang recht gut veranschaulichen können. Daß dem großen, stimmungsstarken Koloristen Hiroshige unter zehn Tafeln nur eine farbige gegönnt ist, mag man bedauern.

Der zehn Seiten umfassende Text bringt die Hauptdaten der drei Meister und bildet eine anziehend geschriebene Einführung mit treffenden und empfundenen Urteilen und Vergleichen. Er wird von einem Katalog mit kurzen Erläuterungen der Drucke und einem Verzeichnis der wichtigeren Literatur in europäischen Sprachen ergänzt. Die Uneinheitlichkeit der Umschrift japanischer Namen führt nirgendwo zu Verwechslungen. Der mit dem Stoff vertraute Leser wird sich darüber leicht hinwegsetzen; dem Leser, der sich um solche Dinge nicht kümmert, mindern sie den informativen Wert des Buches nicht im geringsten.

Afrikanistik.

Monneret de Villard, Ugo: **Storia della Nubia Cristiana.** Rom: Pont. Instit. Oriental. Studiorum 1938. (250 S., X Ktn.) gr. 8° = Orientalia Christiana Analecta 118. Lire 60 —. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Der Verf. hat sich sechs Jahre lang in Nubien und im Sudan mit archäologischen

Forschungen beschäftigt und ist somit einer der besten Kenner dieser Länder, deren Altertümer, Geschichte, Sprache und Literatur erst in den letzten Jahrzehnten von der wissenschaftlichen Welt genauer erschlossen worden sind. Über seine archäologischen Forschungen hat er bereits in zwei Bänden berichtet unter dem Titel „La Nubia medioevale"; zwei weitere Bände sollen bald folgen. Dies Werk soll durch das hier zu besprechende Buch ergänzt werden, das eine Geschichte Nubiens von seinen Anfängen bis zur Eroberung durch die Mohammedaner enthält, und zwar auf Grund eigener Forschungen sowohl wie durch kritische Zusammenstellung der Resultate anderer Forscher. Der Titel „Storia della Nubia Cristiana" ist sogar noch etwas zu eng gefaßt; denn in den ersten Kapiteln wird auch eine Übersicht über die Geschichte des Landes vor der Bekehrung zum Christentum gegeben. Der Verf. sagt selber (S. 5), daß er noch kein abschließendes Werk habe schaffen können, da auf diesem Gebiete noch manches unsicher sei oder unzureichend erklärt sei. In der Tat gibt es hier noch viele Lücken, von denen hoffentlich manche durch künftige Forschungen werden ausgefüllt werden können. Aber der Verf. hat doch aus vielen Einzelnachrichten ein Gesamtbild geschaffen, das so recht zeigt, wie unsere Kenntnisse der Geschichte des Landes seit Beginn dieses Jahrhunderts bereichert worden sind.

Die ersten vier Kapitel enthalten die Vorgeschichte des mittelalterlichen Nubien; sie berichten über die Ereignisse zur Römerzeit und in den ersten fünf Jahrhunderten n. Chr. Besonders hervorgehoben sei der Bericht über die Invasion der Blemmyer, die mit Recht den Begā oder Bugaïten gleichgesetzt werden. Das Land der Nobades im nördlichen Nubien und das südlich daran grenzende Land der Macurites werden von Anfang an genau geschieden. Auf die Vertreibung der Blemmyer und die erste Evangelisation folgt die Bekehrung zum Christentum im 6. Jahrh.; dem gegenüber ist es ja bekannt, daß in Nordabessinien, im Reiche von Aksum, das Christentum bereits im 4. Jahrh. von dem König ʿĒzānā angenommen wurde. Daß die Nubier zuerst Melkiten waren und erst später das monophysitische Bekenntnis annahmen, wird vom Verf. sachgemäß ausgeführt. Schon bald nach der Eroberung Ägyptens durch die Muslime begannen die Kämpfe zwischen diesen und den christlichen Nubiern; aber letztere unterlagen, wie bekannt, erst im 14. Jahrh. dem Ansturm von Norden, und das war das Ende des christlichen Reiches der Nubier. Alles, was über die Geschichte der nubischen Reiche, ihre Vereinigung, ihre territoriale, politische und administrative Struktur bisher bekannt geworden ist, wird vom Verf. in einer Reihe von Kapiteln sorgfältig dargestellt. Zu dem Reich der Nobades und Macurites kommt das noch weiter südlich gelegene Reich von ʿAlwa, dessen nur sehr dürftig bekannte Geschichte in einem besonderen Kapitel behandelt wird. Besonders beachtlich sind die Ausführungen des Verf. über die Zusammenhänge zwischen den nubischen Ländern und den weiter östlich gelegenen Gebieten Afrikas. Er nimmt an, daß zwar die Masse der Bevölkerung in Nubien stets nubischen Stammes gewesen ist, daß aber die Staatenbildungen auf herrschende Oberschichten zurückgehen, die berberischen Stammes waren und allmählich in der Urbevölkerung aufgingen. Diese Annahme ist durchaus nicht unwahrscheinlich; solche Prozesse haben sich in der Geschichte oftmals wiederholt. Die großen Wanderungen, die für Nubien in Betracht kommen, werden auf Skizze I graphisch dargestellt; Skizze II gibt die Gegend von Philae, die Nordgrenze Nubiens, Skizze III die großen Völkergruppen, Skizze IV die Karawanenwege in Nordostafrika vom 10. bis zum 12. Jahrh.; die Skizzen V bis VIII schildern das nördliche, mittlere und südliche Nubien, die Skizzen IX und X den östlichen und den westlichen Teil des Reiches von ʿAlwa. An der Hand dieser Skizzen kann der Leser sich über die Lage der im Texte vorkommenden Länder, Völker und Ortschaften gut orientieren.

Im einzelnen sei noch das Folgende bemerkt.

S. 29 wird die Bilinguis (Trigraphis) des Königs ʿĒzānā von Aksum an das Ende des 2. Jahrh. n. Chr. gesetzt; sie stammt aber sicher aus der ersten Hälfte des 4. Jahrh.

S. 71: Statt „Sayf ibn Dū Yazan" l. „Sayf ibn Dī Yazan" (so auch S. 171, Z. 13); über ihn ist die Arbeit von R. Paret, Sīrat Saif ibn Dhī Jazan, Hannover 1924, zu vergleichen. In diesem Namen hat der Verf. das arabische Wort *ibn* richtig angewandt; aber S. 72 und öfters gebraucht er in arabischen Namen die Form *ben*, die doch hebräisch ist.

S. 72, Z. 11: Hier wird rumāh al-ḥadaq übersetzt „gli arcieri delle pupille". Aber da die Nubier diesen Beinamen hatten, weil sie in die Augen schossen, wäre *rumāt* (so besser) *al-ḥadaq* eher zu übersetzen „i colpitori delle pupille". Auf S. 120, Z. 14 wird gesagt, die Araber hätten die Nubier als „gli abili arcieri" bezeichnet. Dies geht sicher auf Masʿūdī (Maçoudi, Les prairies d'or. Texte et traduction par C. Barbier de Meynard et Pavet de Courteille) III, S. 39 zurück, wo يرمون الحدق übersetzt ist „d'habiles archers". Aber es bedeutet „sie schossen auf die Pupillen" und besagt also dasselbe wie der auf S. 72 angeführte Beiname.

S. 104, Anm. 1 wird gesagt „il nome di Giorgio è sempre scritto قرق Qirqi." Die Umschreibung Qirqi ist graphisch richtig; aber ق wird hier *g* gesprochen sein wie in Oberägypten (und auch in an-

deren arabischen Dialekten), und daher wäre „Girgī" phonetisch richtiger.

S. 109: Über die Goldminen vergleiche man auch G. Schweinfurth, Auf unbetretenen Wegen in Ägypten, Kap. VII.

S. 134, Z. 1—2 heißt es „il territorio che gli scrittori arabi chiamano al-Marīs." Der Name stammt natürlich aus der koptischen Bezeichnung für Oberägypten ⲙⲁⲣⲏⲥ; davon ist im Ägyptisch-Arabischen abgeleitet *marīsī* „Südwind".

S. 151: Der Verf. hat recht, wenn er vermutet, daß die Azkersa mit den Kersa identisch seien; denn *Az* ist nur eine andere Aussprache des Wortes für „Stamm", das im Tigrē gewöhnlich *'ad* lautet.

S. 153: Von Sōba, der Hauptstadt des Reiches von 'Alwa wird gesagt: „tale la grafia moderna mentre i testi arabi medioevali danno Sūyah, Suryah, Sūbah, Sulah e così via." Aber die arabischen Schreibungen sind natürlich z. T. aus سوبه verderbt, sei es durch Schreib- oder durch Druckfehler; daher ist auch S. 120, Anm. 2 سوبه in سوبه zu verbessern. Im Tigrē sagt man *mən Sōbā 'ət Nōbā* für „weit und breit".

S. 167 vergleicht der Verf. den in der Kudanbes-Inschrift vorkommenden Namen **ΟΑΟΝ** mit einem germanischen Namen Oldo, Oddo, der etwa von einem nach Nubien geflüchteten germanischen Soldaten des byzantinischen Heeres eingeschleppt sei. Griffith wollte in seinen Christian Documents from Nubia (S. 25) darin Odenathus erkennen; daß dies sehr unwahrscheinlich ist, habe ich bereits in meiner Besprechung von Griffiths Schrift (Zeitschr. f. Kirchengeschichte 1928, S. 576) ausgeführt. Auf die germanischen Namen Αγεμουνδος, Ριγιμερ und Βαλουβουργ in Ägypten verwies Preisigke in seinem Namenbuch, S. 4*.

S. 172, Anm. 2 bezweifelt der Verf. die Erklärung ⲣⲓⲝ = rex bei Griffith; daß aber ρηξ im Griechischen belegt ist, habe ich in meiner soeben erwähnten Besprechung (S. 576) erwähnt.

S. 173, Anm. 1: Dem Satze des Verf.: „Credo che sia una fantasia, come tante teorie del Budge" stimme ich durchaus zu.

S. 180 sagt der Verf., eine Erklärung der Tatsache, daß auf den aksumitischen Münzen zwei verschiedene Köpfe dargestellt sind, sei noch nicht gefunden. Ich glaube jedoch wahrscheinlich gemacht zu haben, daß der Kopf mit der Krone den Oberkönig, der Kopf mit der Binde den Stammeskönig oder obersten Priester darstelle, indem ich darauf hinwies, daß Menilek II. auf den Briefmarken niederer Werte nur mit der Binde, auf denen von höheren Werten mit Binde und Krone abgebildet war; vgl. Deutsche Aksum-Expedition, Bd. I, S. 46.

S. 204, Anm. 5: Kamele werden auch in der großen 'Ēzānā-Inschrift genannt; Aksum IV, Nr. 11, Z. 24. Zu meiner Bemerkung über *'arkūbāt* (dort, S. 39) könnte noch das 'Afar-Wort *rakūb* „Kamel, Reitkamel" hinzugefügt werden; vgl. Reinisch, Die 'Afar-Sprache, II, S. 101, und Colizza, Lingua 'Afar, S. 131.

S. 208 (oben) ist von dem rätselhaften König Ogane die Rede, der weit im Osten von Benin wohnte und Christ war. Der Verf. sagt: „Nessuno è ancora arrivato ad identificare questo misterioso regno." Ich sehe darin den Herrscher von Abessinien und sehe in Ogane eine andere Form von *ǧānhōi*; vgl. meine Besprechung von Marquarts Benin-Sammlung (im Internation. Archiv für Ethnographie, Bd. XXII, 1915, S. 263) und zur Erklärung von *ǧānhōi* noch Nachr. v. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl., 1916, S. 106.

Die Umschrift der arabischen Wörter und Namen ist in diesem Buche außerordentlich ungenau. So steht manchmal *ā* für *a* und *a* für *ā*, *ḍ* für *ḍ* und *ḍ* für *ḍ*, *ṭ* für *ṭ* und *ṭ* für *ṭ*, ' für ' und ' für ' usw. usw. Ich gebe nur einige Beispiele. S. 74 l. *Maqrīzī* statt *Māqrīzi*; *Ṭāhir* statt *Ṯāhir*; *'Oṭmān* statt *'Oṭman*; *Maḥfūẓ* statt *Maḥfūz*; *ṡeiḥ* statt *ṡeih*; *'aṭīyah* statt *'atiyah*; *Ṣāliḥ* statt *Ṣālīḥ*. S. 76: *al-Ḥabḥāb* statt *al-Ḥabḥāb*; in Anm. 3 *'Uyūn* statt *'Ayum*. S. 99 und 102 *Bāḍi'* statt *Badi'*, S. 144 باضع statt باصع; daß dies der eigentliche Name von Massaua ist (im Tigrē *Bāṣe'*), wird nicht erwähnt und scheint dem Verf. unbekannt zu sein. Der Name *al-Mu'taṣim* wird S. 103, 105, 108 u. ö. konstant *al-Mu'ṭaṣim* geschrieben. Statt *Umm* „Mutter" findet sich S. 111 und öfters *Ūmm*! Statt *ṭā'ir* „Vogel" steht S. 179 *ṭa'ir*. Ja, sogar das bekannte *'Aksūm* ist meist *'Akṣūm* geschrieben. Der alte Fehler Takazzē als Name des nordabessinischen Flusses *Takkazē* begegnet uns hier S. 149. Solcher falschen Schreibungen könnte ich noch eine sehr große Anzahl anführen. Von einem Archäologen kann man nicht verlangen, daß er in philologischen Dingen überall ganz sicher sei; aber es wäre doch besser, wenn er sich dann das philologische Material von einem wirklichen Kenner durchsehen und verbessern ließe. Auch bei den angeführten meroïtischen und nubischen Inschriften und Zitaten vermißt man mehrfach genauere Erläuterungen. Ferner sind mir einige Male falsche Zitate begegnet. — Ein besonderer Fall ist der Name *'Alwah*, für den man nach der 'Ēzānā-Inschrift (Aksum, Bd. IV, Nr. 11, Z. 32) *'Alwā* erwarten sollte. Der Verf. schreibt ihn richtig mit ', nach den arabischen Schriftstellern. Da in den altäthiopischen Inschriften ' und ' genau unterschieden werden, und da das 'Ain dem eigentlichen Nubischen fremd ist, wird der ursprüngliche Name doch wohl 'Alwa bzw. 'Alwā gewesen sein. Wenn nun die Araber dafür *'Alwa(ḥ)* setzten, so mögen sie einerseits an die arabische Wurzel *'alā* „hoch sein" gedacht und so den Namen „volksetymologisch" gedeutet haben. Andererseits aber ist es bekannt, daß im Sudan-Arabischen manchmal Hamza zu 'Ain wird und daß dieser Übergang sogar in rein nubischen Wörtern gelegentlich vorkommt; vgl. Murad Kamil in ZDMG, Bd. 91 (N. F. Bd. 16), S. 623. — Auf einem Mißverständnis scheint der eigenartige Titel des Herrschers von 'Alwa zu beruhen. Der Verf. nennt ihn قبل, indem er die Stelle bei Maqrīzī والٍ من قِبل صاحب بلد علوة versteht als ‚ein Wālī vom قبل, dem Herrscher von 'Alwa" (S. 181; vgl. S. 143 u. 147). Es kann aber nur heißen „ein Wālī von seiten (*min qibali*) des Herrschers von 'Alwa" wie z. B. Wright-de Goeje, II, S. 189 *min qibali 'Oṭmāna* übersetzt wird, „for 'Oṭmān (lit. from beside 'Oṭmān, with whom lay the option of sending him as such)."

Auf den Hauptteil des Buches folgen noch eine Liste der nubischen Könige, eine chronologische Übersicht, mehrere Indices, die alle dem Leser sehr erwünscht sind und die Brauchbarkeit des Werkes erhöhen.

Der Verf. hat sich durch seine mühevolle Arbeit den Dank der Wissenschaft erworben. Möge es ihm bald vergönnt sein, auf Grund erneuter Untersuchungen und vielleicht auch neuer Entdeckungen eine neue Auflage herauszugeben! Darin könnten dann auch die hier angeführten Schönheitsfehler, namentlich in der Umschrift der orientalischen Wörter und

Namen, beseitigt werden. Dem Pont. Institutum Orientalium Studiorum gebührt unser Dank für die Herausgabe und die schöne Ausstattung dieses nützlichen Werkes.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Hermes 73 1938:
1—38 W. Nestle, Hippocratica (sorgfältige Prüfung bes. der Termini; „Demokrit die geistige Brücke von der jonischen Philosophie zur hippokratischen Medizin"). — 39—98 H. Drexler, Terentiana. — 99—122 W. Kranz, Gleichnis und Vergleich in der frühgriechischen Philosophie (neben die ‚Berichte' und die ‚wortgetreuen Fragmente' hat die Erkenntnis spät überlieferter, aber echter ‚Gedankenfolge' zu treten. Wichtig auch die „Kurzvergleiche": Fixsterne Nägel am kristallenen Himmel 118, die Erde schließt „wie ein Deckel" den unter ihr befindlichen Aer ab 119). — 129—32 E. Wikén, TYPΣHNOI bei Herod. I, 57 (sind die Einwohner der mygdonischen Stadt Tirsai; gegen die Änderung von Κρηστῶνα in Κρότωνα).
E. L.

Mitteilungen des Deutschen Instituts für Ägyptische Altertumskunde in Kairo 6 1936:
1—40 A. Hermann, Das Grab eines Nachtmin in Unternubien (mit 3 Abb. und 7 Taf., genauere Beschreibung eines schon von A. Fakhry in den Annal. du Serv. 35 S. 52f. beschriebenen Grabes des NR., das einem Oberamtmann der „Gottesgemahlin" des Amun gehörte, mit interessanter Darstellung der Totenfahrt. Anschließend S. 36f. eine Zusammenstellung bekannter Amtmänner und Oberamtmänner der Gottesgemahlin aus dem NR.) — 41—87 H. Larsen, Vorbericht über die schwedischen Grabungen in Abu Ghâlib 1932—34 (im wesentlichen Auffindung von Häusern des MR.; an Einzelfunden vor allem viele Mikrolithe, hierzu 22 Abb. und Taf. 8—21. Als Anhang S. 83f. Zusammenstellung von Ortsnamen mit Namen des Snefru zu einem Siegelabdruck mit einem leider nicht ganz sicher lesbaren Domänennamen dieses Königs). — 88—102 K. Ronczewski, Kapitellfragmente aus Hermopolis (mit 19 Abb. und Taf. 22—24; sehr dankenswerte Sammlung z. T. verstreut gefundener Stücke, die meisten aus spätrömischer Zeit). — 103—7 A. Scharff, Der reliefgeschmückte Muschelanhänger der Frühzeit in der Berliner Ägyptischen Sammlung (mit 2 Abb. und Taf. 25; Versuch, dieses Stück als ägyptische Kopie nach einem archaisch-babylonischen Siegelabdruck zu erklären!) — 108—49 W. Till, Eine koptische Bauernpraktik (Taf. 26, Pap. aus der Sammlung des Erzherzogs Reiner, Wien, in vulgärem Sahidisch geschrieben, darin Deutungen über die Bedeutung von Donner und Erdbeben und ein „Mondlaufbuch"). — 150—7 A. Hermann, Zur Anonymität der ägyptischen Kunst (über die Bedeutung der beigeschriebenen Künstlernamen in Gräbern des AR.). — 157—68 K. H. Dittmann, Bericht über die archäologischen Unternehmungen in Ägypten 1934—36: Meadi — Sakkara Süd und Nord (Emery) — Medinet Madi (Vogliano) — Amarna — Theben — Erment — Tôd — Hierakonpolis (hierzu auf Taf. 27 zwei der seltsamen Scheiben aus dem Grab des Hemaka bei Sakkara und Proben der exotischen Silbergefäße aus Tôd). — 169—75 W. Vycichl, Pi-Solsel, ein Dorf mit koptischer Überlieferung (interessanter Rekonstruktionsversuch des letzten, in Ägypten gesprochenen Koptisch). — 175—6 W. Till, Nachtrag zur koptischen Bauernpraktik.

7 1937:
1—56 G. Roeder, Bericht über die Ausgrabungen der deutschen Hermopolis-Expedition 1935 (hierzu Taf. 1—18; wesentlich S. 10f. H. Steckeweh, Die Ausgrabung, mit Versuch der Rekonstruktion eines Tempelpylons des MR. mit Plänen, S. 31f. A. Hermann, Einzelfunde, vor allem Reliefbruchstücke aus der Amarnazeit und Türarchitrave von Privathäusern des NR., dabei einen des bekannten Hohenpriesters des Amun von Karnak Ramsesnacht aus der 20. Dyn., S. 53f. H. Kortenbeutel, Lampen.) — 57—118 H. Müller, Darstellungen von Gebärden auf Denkmälern des Alten Reiches (mit vielen Abb. Leipziger Dissertation 1936.) — 119—25 M. Cramer, Ein Beitrag zum Fortleben des Altägyptischen im Koptischen und Arabischen (hierzu Taf. 20—22, zur Entwicklungsgeschichte der koptischen Altartafel und der koptischen Grabsteinform.) — 126—7 C. Schmidt, Nachtrag (zum vorausgehenden Aufsatz; Text eines koptischen Grabsteines) — 128—83 Fr. W. v. Bissing, Die Kirche von Abd el Gadir bei Wadi Halfa und ihre Wandmalereien (hierzu Taf. 23—35; ausführliche Beschreibung und kunstgeschichtliche Würdigung unter Vergleich mit verwandten Monumenten. Vorbild: eine alexandrinische Kirche? Besonders wertvoll die 4 farbigen Tafeln, darunter das interessante Stifterbild auf Taf. 35).
H. K.

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums N. F. 45 1937:
1 (Mittwoch-Festschrift): 3—12 Wiener, Vom Sein und Sinn Gottes (wertvolle Bemerkungen zu den at. Berufungsvisionen). — 12—24 Baeck, Der „Menschensohn" (der danielische bar-nasch erhält in den Evang. einen ganz neuen Sinn, ist nicht mehr Gleichnis, sondern bestimmter theologischer Begriff = Christus der Kirche; der Bedeutungswandel hat sich an der Wende vom 1. zum 2. Jahrh. vollzogen; der Weg dazu geht über die wesentliche Wandlung des messianischen Gedankens im AT: Gegensatz von proph.-messian. und apokalypt. Zukunftsbild; Präexistenz des Messias und Identifizierung mit dem idealen Israel; das Ganze in der Kürze der Darstellung wenig überzeugend, weil nicht weltanschaulich-orientalisch unterbaut) — 25—54 Löw, Das Eisen. Ein Kapitel aus den Mineralien der Juden (eine Fülle von Material archäologischer, sprachlicher und vor allem geistesgeschichtlicher Art bietend). — 55—65 Sperber, Wiederherstellung einer griechischen Textgestalt des Buches Ruth (ein Bruchstück aus des Verf. unveröffentlichten Septuaginta-Probl. II [vgl. Tarbiz 1934 1ff. Festschrift f. Kahle 39ff. JBL 1935 73ff.]; Ziel ist Lagardes (und Rahlfs) Sept.-Theorie als unhaltbar zu erweisen; Rückübers. einer in Msc. 31 der Univ.-Bibl. Madrid erhaltenen Vet. Lat. zu Ruth [veröffentlicht von S. Berger, Paris 1893] mit dem Ergebnis, daß hinter dieser Vet. Lat. ein bisher unbekannter Text liegt; Ruth also mehrfach aus dem Hebr. ins Griech. übersetzt!). — 65—71 Lewy, Äthiopier und Juden in der antiken Literatur. — 71—76 Spanier, Die erste Benediktion im Achtzehngebet (die in Apost. Const. VII, 33ff. erhaltene jüd.-hellenist. Form der Tephilla [vgl. bes. Bousset in NGGW 1915, 435ff. und Kohler in JE IV 593f. HUCA 1924, 410ff.] ein wertvolles Hilfsmittel für die Erkenntnis der Entwicklung des Gebets, weil aus einer Zeit, wo der Wortlaut

der Teph. noch ungebunden). — 76—80 Heller, Chadir und der Prophet Elijahu als wundertätiger Baumeister (die spätjüd. Elia-Haggada wohl von der islamischen Legende abhängig). — 81—85 Goldmann, Die Geschichte von R. Meir und Beruria in arab. Fassung (das Verhältnis der arab. Legende von Umm Sulaim, der Frau des Abu Ṭalḥa zu der verwandten jüdischen von R. Meir und seiner tapferen Frau [Midr. Mišle zu 31, 10] nicht ganz durchsichtig). — 86—93 Sister, Einige Bemerkungen über Baḥjas Stil im kitāb al-hidāja 'ilā farā'id al-qulūb und dessen Übersetzung durch J. ibn Tibbon. — 93—105 Strauss, Der Ort der Vorsehungslehre nach der Ansicht Maimunis. — 105—19 Neubauer, Zum ursprünglichen Titel von Maimumis Buch der Gebete und seiner Geschichte (der hebr. Titel sefer ha-miswoth ist der ursprüngliche, nicht der arab. kitāb aš-šarā'i). — 120—31 Borodianski, Die altrussischen Handschriften der Logik und ihre jüdischen Quellen (betrifft das von Ssobolevski zuerst 1899 in den Denkmälern der Königl. Ges. d. Freunde alten Schrifttums in Petersburg, Bd. 133, erwähnte Msc. „Logik der Judaisierenden" aus dem 16. Jahrh.) — 131—9 Schirmann, Hebr. Blumengedichte aus Spanien (nach Mez, Die Renaissance des Islam 1922 stammt die Bäume, Blumen und Früchte besingende Poesie spanischer Juden aus dem Kreise des syrischen Dichtermäzens Saif ed-Daula von Aleppo, ist mit den Arabern in den Westen gewandert und hat dort in der Luxuskultur der arabischen Höfe neue literarische Pflege gefunden, die jüdische Dichter zur Nacheiferung antrieb; Verf. gibt Proben in Übersetzung und bringt wertvolle Literatur herbei). — 140—44 Markon, Aus der Literatur über d. Karaeer (bespricht Davidson, sefer milḥamoth JHVH, New York 1934 und Mann, Texts and Studies in Jew. Hist. and Lit. II 1935). — 145—53 Fischel, Über Raschid ed-Daula's jüdischen Ursprung, ein Beitrag zur Geschichte der Judenfrage in Persien unter den Mongolen (R. ed-D. lebte in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. und war im Dienste der Khan-Dynastie als Arzt und Wezir, ein jüd. Konvertit aus Hamadan). — 153—68 Rosenthal, Politische Gedanken bei Ibn Baǧǧa (über diesen s. Steinschneider, Hebr. Übersetzung § 206; er ist bedeutend wegen seiner Stellung in der Überlieferung von Platos Politeia im Islam).

2 193—209 Ameisenowa, Eine spanisch-jüd. Bilderbibel um 1400 (es ist die z. Z. nicht mehr auffindbare Handschr., die Gottheil, Some Hebr. Man. in Cairo in JQR 17 Nr. 7 S. 621 verzeichnet hat; kunstgeschichtlich sehr wichtig). — 210—8 Bergmann, Das Schicksal eines Namens (Epikuros = Epikuräer wird in der jüd. Literatur immer nur religiös abwertend gebraucht im Sinne von Religionsverächter und Spötter, aber nicht moralisch abwertend wie im außerjüd. Schrifttum). — 219—22 Torczyner, Gen. 31, 39—40 (גנבתי יום וגי לי) ist zu deuten „ein Raub des Tages und ein Raub der Nacht war ich"; im selben Aufsatz: zu Prov. 16, 21 יקרא „begegnet", Num. 23, 23 נחשים = Zauber d. h. Zauberflüche, und weiter „das nur wird J. gesagt und Israel, was Gott wirkt"; Num 23, 10 רבע „Hinliegen" = Erliegen = Sterben (?), saṭan = šaṭan von Wurzel שוט „der Streifer", vgl. Sach. 4 „Auge Gottes". — 239—42 Krauss, Noch ein Lösungsversuch (zu תפורין, vgl. MGWJ 80 S. 454: „zum groben Garn gemachte Wolle"). — 243—50 Die Schriften E. Mittwochs.

3 258—70 Urbach, Die Staatsauffassung des Don Isaak Abrabanel. — 270—80 Bergmann, Abrabanels Stellung zur Agada (oft allegorisch umdeutend). — 280—86 Stein, Zur apokryphen Schrift „Gebet Josephs" (Analyse der bei Origines erhaltenen Fragmente der προσευχὴ Ἰωσήφ in Joh. II 25 [Lommatzsch I 147f.] und in Gen. III 9 [Lom. VIII 30f.]; griech. Original aus dem Ende des 1. Jahrh., das Ergänzungen bietet zur Jaqob-Haggada). — 286—93 Heller, Neueres Schrifttum zur jüd. Sagen- und Stoffgeschichte (aus den von der Akad. d. Wiss. in Helsinki veröffentlichten Folklore-Fellow Communications Nr. 88, 99, 106; Haavio, Kettenmärchenstud. I und II und Thompsen, Motiv Index of Folk-Literature; eine wahre Fundgrube für Folklore). — 293—9 Levy, Secharja 12, 10 (Kap. 12 und 13, 1—6 müssen durch 2. Reg. 12, 18f. und 2. Chron. 24, 15ff. beleuchtet werden: Einfälle der Syrer und Ermordung des Propheten Sach. b. Jojada durch Joas; 12, 10 ist zu deuten „und sie werden hinblicken auf mich im Zusammenhang mit dem, den sie durchbohrten" (??); 12, 5 אמצא לי eine Anspielung auf Amasja (??). — 299—301 Rieger, לשון כנען = die Sprachen Deutschlands (vgl. MGWJ 1936 S. 457 כנען = Deutschland bei vielen mittelalterl. jüd. Autoritäten, also gemeint ist Deutsch und Slawisch. — Aus den Besprechungen sei auf das Gaster Anniversary Volume London 1936, 570 S. hingewiesen, überreich an Inhalt!

4 341—51 Torczyner, Die Aussprache der Begadkefat in der Geschichte der hebräischen Sprache (drei streng geschiedene Perioden der Aussprache der B.; vor dem Exil unaspiriert, nach dem Exil und Mischna, griech. u. lat. Umschriften b g d unaspiriert, k p t aspiriert; aramäische Zeit mit doppelter Aussprache wie in Massora!). — 351—5 Zeitlin, Nennt Meg. Taanit antisadduzäische Gedenktage? (Auseinandersetzung mit Lichtenstein, Die Fastenrolle [in HUCA 1931/32], der des Verf. Ansicht [Meg. Taanit, Philadelphia 1922], keiner der erwähnten Festtage beziehe sich auf Siege der Pharis. über die Sadd., widerspricht). — 355—68 Heinemann, Um Philos geschichtliche Stellung (Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Goodenough, By Light Light. The mystic gospel of hellenistic Judaisme, London 1935 und Stein, Philo v. Alexandrien (hebr.) Warschau 1936; dazu Bemerkungen zu Schütz, Les idées eschatologiques du Livre de la Sagesse, Paris 1935 und Belkin, The Alexandrian Halaka in apologetic literature of the 1. cent. C. E. New York 1936). — 369—90 H. Perles, Verzeichnis der von F. Perles veröffentlichten Schriften (426 Nr.).

5 393—416 Werner, Die hebr. Intonationen in B. Marcellos Estro poetico-armonico (Vertonung von 50 Psalmenparaphrasen, Venedig 1724; für die Musikgeschichte bedeutsam durch Aufweis der Beziehungen zwischen jüdischem und zeitgenössischem Musikstil). — 416—22 Fischel, Neue Beiträge zur Geschichte der Juden Bagdads im islamischen Zeitalter. — 422—38 Herzog, Bemerkungen zu ibn Esra als „Historiker" (das Geschichtliche in seinen Werken meist Lehngut). — Besprechungen zweier Festschriften: für Armand Kaminka, Wien 1937 und Jak. Freimann, Berlin 1937.

6 478—81 Bergmann, Die Schicksalserforschung der römischen Kaiser in der Agada (Spiegelzauber, Pfeilorakel, Schriftorakel, Totenbeschwörung und Astrologie). — 481—96 Samuel, Der Dichter Salomo b. Meschullam Dapiera und die Frage seines Glaubenswechsels (vgl. Brody, Anthologia Hebr.; Dap. starb nach 1417, wohl ohne Konversion). — 496—508 Finkelscherer, Quellen und Motive der Staats- und Gesellschaftsauffassung des Don Isaak Abrabanel (vgl. oben den Aufsatz von Urbach).

N. F. 46 1938:

1 1—22 Urbach, Neue Wege der Bibelwissenschaft (bespricht Kaufmann, Toledoth ha-'emuna hajisraelith, vgl. schon ZatW 1930 und 1933; beachtlich die These, daß Tora inkl. Geschichtsbücher und proph. Literatur zwei verschiedene Fassungen des Monotheismus; ferner Nyberg, Studien zum Hoseabuch, mit wertvollen grundsätzlichen Bemerkungen). 22—46 Finkelscherer, Der Gilead-Vertrag (eingehende rechtsgeschichtliche Beleuchtung der Grenzlandsage Gen. 31, 44ff.) — 46—56 Stein, Zu Meiris Psalmenkommentar (im Anschluß an die Ausgabe des Kom. von J. Cohn, Jerusalem 1938). — 58ff. Besprechungen von *Volz, Stummer, Hempel, Werden und Wesen des AT. (Grünewald); *Ziegler, Unters. zur Sept. des Buches Jes. 1934 (Sistor); *Fischer, Die hebräischen Bibelzitate des Scholastikers Odo — Biblia 15, 1934 S. 50ff. (Sistor).

2 86—9 Jacob, Neues assyrisches Material für das Verständnis der Gesetze des Pentateuch (knüpft an E. Weidners Bemerkungen zu dem Sammelwerk von Driver und Miles "The Assyrian Laws" in AfOF 12, 1—2 an; Verweis auf die Verwandschaft mit Deut. 25, 1—3, Lev. 24, 15ff., Deut. 16, 16—19 u. 21, 17). 111—30 Glesinger, Beiträge zur Geschichte der Pharmazie bei den Juden, vgl. Heft 6.

3 145—72 Heinemann, Wer veranlaßte den Glaubenszwang der Makkabäerzeit? (tritt in Diskussion mit *Bickermann, Der Gott der Makkabäer 1937, der die antijüdische Bewegung ganz dem Einfluß der jüdischen Hellenisten zuschreiben will). — 173—90 Krauss, Siedlungstypen in Pal. in talmud. Zeit (verteidigt seine Erklärung des talm. kerak = 1) kleine Bergfestungen, 2) karkhe ha-jam die großen hellenistischen Seestädte, vgl. He-'athid III und Qadmonijjoth ha-Talmud I 22f. gegen Romanoffs Deutung im Onomasticon, Kap. Types of Settlements). — 190—8 Wallach, Quellenkritische Studien zum hebr. Josippon I (Josippon und Alexanderroman: von der Sp. 65—111 des Josipp. (Ed. Mantua 1480) erhaltenen Bearbeitung des Alexanderromans gehört der erste Teil einem späteren Interpolator an, der zweite Teil ist eine vom Verf. des Jos. stammende Bearbeitung des Romans; jene geht auf Rezension J 2 der Vita Alexandri des Presbyters Leo zurück. Die Fortsetzung der Untersuchung ist sehr zu begrüßen). — 198—203 Elbogen, Die Funde von Lachisch (im Anschluß an *Torczyners Bearbeitung der Lachisch-Briefe in The Lachish Letters, Oxford University Press 1938 [The Wellcome Archæological Research Expedition]). — 203ff. Besprechungen: *Watzinger, Denkmäler Palästinas I und II (Klein); *Wilnay, Haifa in Vergangenheit und Gegenwart, Tel Awiw 1938 [Publikation d. hebr. Gesellschaft für Palästinaforschung] (Klein); *Welch, Deuteronomy 1932 [Fortführung der schon 1924 vorgetragenen Theorie, vgl. OLZ 1933, 130ff.] (Urbach); *Schonfield, According to the Hebrews 1937 [Untersuchung der sog. Toledoth Jeschu, ihr Verhältnis zum Hebr.-Evg.] (Gaster); *Wald, Die arabischen Glossen in den Schriften der Geonim. Diss. Zürich 1935 (Löw); *Zimmels, Die Marannen in der rabbinischen Literatur 1932 (Samuel).

4 263—8 Frank, Eine unklare Rambam-Stelle (Hilekhoth šemiṭṭa wejobel 10 Hal. 3 denkt Maim. an das Jahr, das 2 Monate *nach* der Zerstörung endete). 269—75 Schoeps, Rund um Philo (bespricht *Peisker, Glaubensbegriff Ph.s 1936, *Knuth, Begriff der Sünde bei Ph. 1934, *Kuhlmann, Theologia naturalis bei Ph. und Paulus 1930, *Petersen, Der Monotheismus als politisches Problem 1935; dazu Ergänzungen von Heinemann 275—80, wo auf die *englische und deutsche Ph.-Übersetzung, auf *Willms, Eikon 1935, *Schmidt, Die Anthropologie Ph.s 1933 und *Goodenough, The Politics of Ph., Practice and Theorie 138 verwiesen wird). — 284ff. Besprechungen *Gordis, The Biblical Text in the making 1937 (Spanier), *Baron, A social and religious History of the Jews 3. Bd. 1937 (Elbogen), *Landau, Beiträge zum Chazarenproblem 1938 (Krauss).

5 295—306 Bedeutungskundliche und bibelexegetische Bemerkungen (šebhebhin M. Sanh. 3, 5 „Freund" ist von Stamme šb' gefangennehmen und aus dem Begriff des Helfers bei der Raubehe zu erklären; Cant. 8, 3 jedubbar bah „wenn man über sie spricht" im Sinne von Virginitätsprobe vgl. Deut. 22, 13ff.; 8, 9 ist die Zedernplatte als Instrument zum Verprügeln der unehrbaren Braut zu verstehen; *kalla*, mit akad. *kallatu* zusammenzustellen, hat ihren Namen von dem engen Raume, der ihr in der ersten Zeit ihrer Ehe dient, vgl. griech. *thalamos* und nh. *killa* „Vorhang, Lager", was mit ar. *kunnath* „umbraculum" zusammenzustellen; Ex. 32, 4 ist aus der Magie zu verstehen: Aron ritzt die Figur oder Hieroglyphe in die Metallmasse, vgl. V. 24; Hiob 8, 17 *jehzae* ist nach ar. Analogien zu erklären: der Begriff sehen ist von einem früheren „umfassen", „erfassen" herzuleiten; aus Präventiv-Zauber in Verbindung mit bestimmten Handlungen der Primitiven erklären sich Zusammenhänge wie *rama* betrügen und schießen, *'akhal basar* = verleumden, *daqar* stechen und ar. *daqarath* Verleumdung, *naqar* durchbohren und ar. *naqara* diffamieren, *rakhil* und ar. *rakala* am Fuß verletzen, *gadaph* lästern und ar. *ǧadafa* verstümmeln, *naqabh* durchbohren und lästern, *ni'eṣ* lästern und aram.-talm. *ni'eṣ* stechen, aram. *luṭ* verfluchen und ar. *lāṭ.* verletzen, *qabab* verfluchen und ar. *qabba* den Arm verstümmeln, ar. *waqa'a* percussit und *waqā'un* maledicus; Identität von seelischem Leid und körperlichem Übel: ar. *hamma* traurig machen und schwach sein, *kamida* tristitia affectus und aegrotus; *'onae* Trauer vom Stamm *'awana*, ar. *'ain* lassitudo herzuleiten, *'abhela* [Jes. 24, 4 neben *nabhela*] gehört zu ar. *wabala* ungesund sein, hebr. *barā* wird von Kranken wie von Trauernden gebraucht, vgl. 2. Sam. 3, 35 und 13, 6; *jathîm* = *jathom* sowohl verwaist als auch schwach, matt.) — 306—23 Elbogen, Zur hebr. Poesie des Mittelalters (bespricht ausführlich die *Publikationen des Forschungsinstituts für hebräische Dichtung [jetzt in Jerusalem], die Ausgabe der Diwane spanischer Dichter, die Mitteilungen und die Behandlung anderer hebr. Dichtungen; eine Fülle von Material verarbeitend). — 324—52 Neubauer, Karaeische Studien (I. Über die hebr. Titel der arab. Bücher der Gebote der Karaaer, II. Salmon b. Jeruchim und Kirkisani; ersterer ist Verf. der Schrift Milchamoth JHWH gegen Saadia). — 352ff. Besprechungen (*Koole, De overname van het oude Test. door de christelijke Kerk [Heinemann]; *Baeck, Das Evangelium als jüdische Glaubensgeschichte (Dienmann); *Mitteilungen der hebr. Univ. Jerusalem 1938, 4 (mit Beiträgen von Scholem, Kabbala-Forschung und Torczyner, Wie Satan in die Welt kam).

6 361—76 Bergmann, Die runden und hyperbolischen Zahlen in der Aggada (das Thema hat schon die jüdischen Gelehrten in alter Zeit beschäftigt; besonders interessant sind die Rundzahlen mit ihren Vielfachen, die Zahlen mit demselben Faktor in der Einer-, Zehner-, Hunderterreihe, z. B. 77 99 999, vgl. in der parsistischen Mythe die 9999 Genien und schützenden Fische im Vurukaša-See, die Halbierungen, z. B. 7 und 3½; sollte das nicht für Dan. 12, 7 zu beachten sein?) — 376—81 Stein,

Gute Hoffnung (gegen *F. Nowotny in Eos 33 [1930/31 S. 351ff.], der das Verhältnis von Hoffnung und Frömmigkeit im NT aus dem in der antiken Literatur nachweisbaren Unterschied von ritualistisch-sakraler und rein ethischer Hoffnung zu erklären sucht). — 381—400 Heinemann, Abravanels Lehre vom Niedergang der Menschheit. — 400—403 Loewenstein, „Ich befehl mein Seel". Eine Studie zur judendeutschen Volksdichtung. — 404—17 Neubauer, Karaeische Studien. III. Die Veränderungen in den kar. Zusammenstellungen der Verbotsgründe des Fötus; IV. Zu den kar. Angriffen auf die anthropomorphistischen Agadoth; über Auswirkungen und Ursprung. — Besprechungen (*Schalit, Roman Administration in Palestine, erschienen als Nr. V/VI der Library of Palestinologie der Jewish Pal. Exploration Society in Jerusalem [Posner)]; *Zucker, Studien zur jüd. Selbstverwaltung im Altertum 1937 (Berlinger); *A Rabbinic Anthologie, by Montefiore and Loewe 1938 (Heinemann).

W. Staerk.

Monumenta Nipponica 1 1938:

1 1 The Editor, Aims and Objectives. — 2 Die Schriftleitung, Unser Aufgabenkreis. — 3—19 K. Florenz, Manjū oder Nakamitsu (Übersetzung dieses Nō-Dramas, dessen Inhalt den Widerstreit zwischen Kindesliebe und Untertanentreue herausstellt). — 20—41 G. Bonneau, Le Problème de la Poésie japonaise: Technique et Traduction (Die jap. Poesie ist der geradeste Weg zur jap. Seele; diesen Ausdruck der Seele in Übersetzungen nicht zu zerstören, dazu bedarf es einer besonderen Technik, und die französische Sprache gestattet mit Hilfe dieser Technik eine nahezu genaue Wiedergabe jap. Gefühlswerte). — 42—7 Sir G. B. Sansom, Some Problems in the Study of Japanese History (Forderung einer Übersetzung der altjap. Quellenwerke, Festlegung best. technischer Ausdrücke und Begriffe auf einer Ebene). — 48—57 D. T. Suzuki, Zen Buddhism (Zen-Buddhismus stützt sich allein auf die „Erfahrung" der Wirklichkeit, nicht auf Worte und Vorstellungen). — 58—69 H. Hiraizumi, Der Einfluß der Mappō-Lehre in der japanischen Geschichte (Mappō, das „letzte Gesetz"; die Zeit, in welcher die Lehre des Buddha immer mehr verflacht und den Menschen kein Weg mehr zur Erlösung bleibt. Die Welt wird zur Hölle. Diese Lehre fand in dem verweichlichten Japan der Heian-Zeit guten Boden. Ihr Feind erstand in dem Geist der sich entwickelnden Kriegerklasse). — 70—98 A. Kleiser, S. J., P. Alexander Valignanis Gesandtschaftsreise nach Japan zum Quambacudono Toyotomi Hideyoshi 1588—1591 (Gesandtschaft in Audienz bei Hideyoshi, Auswirkung der Gesandtschaft für das jap. Christentum). — 99—137 H. Bernard, S. J., Les Débuts des Relations Diplomatiques entre le Japon et les Espagnols des Iles Philippines (1571—1594). (Es ist unmöglich, die verwickelten Beziehungen hier kurz zu resümieren.) — 138—53 J. Laures, S. J., Neuentdeckte japanische Jesuitendrucke im Pei-t'ang zu Peking (8 Abb.) (Eingehende Beschreibung der neugefundenen Drucke). — 154—64 D. C. Holtom, Japanese Votive Pictures (The Ikomā Ema) (4 Taf.) (Geschichtliches über die Ema [Votivbilder], deren Bedeutung im religiösen Leben des Volkes). — 165—72 N. Sk. Smith, Tokugawa Japan as a Field for the Student of Social Organisation (4 Abb.) (Hinweise auf viele Ansatzpunkte für Sonderstudien). — 173—7 R. H. van Gulik, Miura Baien on Indian and Dutch Poetry (Zeigt die Stellung des Kangaku-Gelehrten Baien zur indischen und holländischen Dichtung, gesehen von dem typischen Standpunkt der Kangaku: China ist Mittelpunkt). — 178—258 Quellen-Beiträge: 178—221 H. Dumoulin, S. J., Genninron, Tsung-mis Traktat vom Ursprung des Menschen (Übersetzung des bekannten Yüan-jên-lun des Kuei-fêng Tsung-mi, welches eine Widerlegungsschrift gegen Angriffe von konfuzianischer Seite [Han-tui-chih] ist und zur gleichen Zeit einen guten Überblick über die verschiedenen Wertstufen der buddhistischen Lehre gibt. Tsung-mi ist einer der Kegonpatriarchen und erfährt als solcher größere Beachtung, denn als Vertreter des Zen, dem er ursprünglich angehörte). — 222—41 T. Ishibashi und H. Dumoulin, S. J., Aus dem Kanon der Nyoraikyō (mit jap. Text) (Hier liegt zum ersten Male die Übersetzung einer Predigt der Volksreligion Nyoraikyō [nach der Stifterin auch Issonkyō genannt] vor. Nyorai [Tathāgata] ist die höchste Gottheit dieser Volksreligion, aber neben ihr stehen sowohl shintōistische als auch buddhistische Gottheiten). — 242—58 W. Whitehouse, Shiramine (Übersetzung der Geschichte Shiramine aus dem Ugetsumonogatari des Ueda Akinari, welche vor allem zeitgemäße politische Gedanken (Tokugawazeit — Odō [Kōdō]) berührt, wie dies auch in der Einleitung zur Übersetzung ausgeführt wird). — 259—81 Brief Notes/Kurzbeiträge: 259—65 M. Ishida, A Brief Note on the Two Old European Maps of Japan Recently Discovered (2 Abb.) — 265—69 C. R. Boxer, Japanese Christians buried in the Jesuit College Church of São Paulo at Macau. — 269—72 H. Eckardt, Zur Frage der Netori. — 272—7 H. Heuvers, S. J., Gratia Hosokawa in Mitono. — 278—81 K. Nakamura, Entwicklungsrichtungen der Japanischen Psychologie. — Reviews: 282—92 *W. Gundert, Japanische Religionsgeschichte & *M. Anesaki, History of Japanese Religion (H. Dumoulin, S. J.). — *P. Y. Saeki, The Nestorian Documents and Relics in China (T. Fuse). — *H. Bohner, Jinnō Shōtō-Ki. Buch von der wahren Gott-Kaiser-Herrschafts-Linie (J. B. K[raus]). — *B. Taut, Houses and People of Japan (H. Heuvers). — *R. Ishii, Population Pressure and Economic Life in Japan (J. B. Kraus). — *Y. Kagami and L. W. Bush, Japanalia (H. Müller). — *Kokusai Bunka Shinkōkai (the Society for International Cultural Relations), Readings in Japanese Culture (J. B. K.). — *Nisan no Shinkan (Besprechung jap. Neuerscheinungen: Shoen 書苑 und Shoshigaku 書詩學; diese Zeitschriften seien davon herausgegriffen) (Dr. van Gulik). — *Weltwirtschaftliches Archiv, 1937, Bd. 46, 1, Industrialisierung Japans (J. B. K.). — *Transactions of the Asiatic Society of Japan, 2. Ser., Vol. XIV, June 1937 (J. B. K.). — O. Vaccari and Mrs. E. E. Vaccari, Complete Course of Japanese Conversation Grammar (J. B. K.).

H. Hammitzsch.

Monumenta Serica 3 1938:

1 1—34 M. van der Valk, Freedom of Marriage in Modern Chinese Law. (Vf. untersucht auf Grund der einschlägigen Literatur, wie sich in der chinesischen Rechtsprechung und Gesetzgebung aus der konfuzianischen Ordnung der Eheschließung die moderne Rechtsidee geschichtlich entwickelt hat, nach welcher nicht mehr die Eltern oder deren Stellvertreter eine Ehe rechtskräftig vereinbaren, sondern nur mehr der freie Wille der beiden Einzelpersonen, die eine Ehe miteinander eingehen wollen, ausschlaggebend und rechtsverbindlich geworden ist.) — 35—77 Henri Bernard, L'encyclopédie astronomique du Père Schall. (*Tch'ong-tcheng li-chou* 崇禎歷書 1629 et *Si-yang sin-fa li-chou* 西洋新法歷書, 1645.) La réforme du calendrier chinois sous l'in-

fluence de Clavius, de Galilée et de Kepler. (1. Teil einer Arbeit, in welcher untersucht wird, wie die chinesische Kalenderreform um die Zeit der beginnenden Mandschu-Zeit in die zeitgenössische europäische Wissenschaftsgeschichte verflochten ist.) — 78—129 Friedrich Weller, Bemerkungen zum soghdischen Dhyāna-Texte (Fortsetzung aus Monumenta Serica, Bd. 2, S. 341ff, behandelt die Zeilen 132ff. des soghdischen Textes bis zum Schlusse des Fragmentes im Vergleiche mit dem chinesischen Originale.) — 130—170 Ch'en Yüan 陳垣, Wu Yü-shan 吳漁山. In Commemoration of the 250th Anniversary of his Ordination to the Priesthood in the Society of Jesus. Adapted to English by Eugene Feifel. (Im einzelnen wird gehandelt über: I. His Ancestors and his Life, 1632—1718 [ein Auszug der Lebensdaten aus 輔仁學誌 VI, 1/2 ist vorangestellt]; II. The Painter; III. Wang Shih-ku 王石谷 [Dies Kapitel unternimmt es vor allem, die Vorwürfe zu widerlegen, daß Wu Yü-shan ein Bild Wang Shih-ku's entliehen und trotz Ermahnung nicht zurückgegeben habe, und daß dadurch die Freundschaft beider Maler zerbrochen sei]; IV. Hsü Ch'ing-yü 汗青嶼 [behandelt die Freundschaft zwischen Wu Yü-shan und Hsü Ch'ing-yü]; V. Buddhist Friends [spricht über Wu Yü-shan's wiederholten Aufenthalt im buddhistischen Kloster Hsing-fu szŭ 興福寺 bis zum Jahre 1675 und seine Freundschaft zu Mo Kung 默公, in dem der Vf. den Mönch Mo Jung dieses Klosters erkennt, sowie der zu Chêng Kung 證公, von dem sich nicht angeben läßt, ob er etwa mit Têng Kung 燈公 zu verselbigen sei]; VI. Conversion and Admission into the Society of Jesus; VII. Religious Life; VIII. The Mo-ching shih-ch'ao 墨井詩鈔 and the San-pa chi 三巴集 [über die Entstehungszeit der ersten Gedichtsammlung, die nicht vor seine Abreise nach Macao, 1681, sondern in die Zeit seiner priesterlichen Wirksamkeit in Schanghai und Chia-ting fällt, und die Gründe, warum teilweise in Ausgaben der zweiten Gedichtsammlung die religiösen Gedichte fehlen. Beide Sammlungen enthalten nicht alle Dichtungen Wu Yü-shan's.]) — 171—88 J. F. Rock, The Zhĕr-khin Tribe and their Religious Literature. (Vf. berichtet einleitend über Siedlungsgebiete, mutmaßliche ethnische Zusammengehörigkeit und sprachliche Verhältnisse einiger bisher unbekannter Moso-Stämme nördlich vom Goldstrom [Yangtsekiang] an dessen Nebenfluß Shu-gyi [= chin. Shou-chu oder Wu-liang ho], teilweise mit Angabe der Familienzahl der Dörfer. Dabei werden etliche bisherige Angaben über Flußnamen, Ursprung und Lauf des Shu-gyi berichtigt. Weiter wird vermeldet, welche Stämme eine religiöse Literatur besitzen [Zhĕr-khin], welche nicht [Shu-khin], und welche bei Zeremonien nur aus dem Gedächtnisse vortragen [Hli-khin]. Es herrscht die Bon-Religion. Im Anschlusse wird im Hauptteile der Arbeit ein Überblick über alle religiösen Zeremonien der Zhĕr-khin geboten, deren eine genauer behandelt wird, indem der Inhalt der dabei verwendeten 24 Bücher mit den Titeln der Werke zusammen und ihren Beziehungen zu entsprechenden Na-khi- [Moso-]Zeremonien angegeben wird. Es handelt sich dabei um eine Beschwörungszeremonie von Krankheitsdämonen mit Tieropfern an Dämonen und Götter, die vollzogen wird, wenn jemand im Alter von 25, 27, 49, 61, 73 Jahren erkrankt. Der Vorstellung nach sind die Erkrankten dann besonders gefährdet zu sterben. Zu den 24 Büchern gehört als 25. ein Indexband. Die Bilderschrift der Zhĕr-khin unterscheidet sich insofern von derjenigen der Na-Khi [Moso], als sie jede Silbe ausdrückt. Einige Bildtafeln der Zhĕr-khin-Priester, die unter dem Einflusse tibetischer Tempelfahnen entstanden sind, werden an Hand von Abbildungen erklärt. Kartenskizze ist beigefügt.) — 189—231 Walter Fuchs, Materialien zur Kartographie der Mandju-Zeit II (Fortsetzung der Arbeit Monumenta Serica I, 386ff.). I. Zur Entstehungsgeschichte des Jesuiten-Atlasses von 1788: 1. Die Holzschnittausgaben von 1717 und 1718 nebst den Manuskriptentwürfen von 1716; 2. Die Kupferstichausgabe von 1719; 3. Die Provinz- und Präfekturkarten der Kang-hsi-Zeit als Vorlagen der Jesuitenkarten Chinas und der Mandjurei. II. Eine unbekannte (?) Holzdruckausgabe der Kienlung-Reichskarte aus der Zeit zwischen 1760 und 1769. III. Die Karte Chinas von Huang Tsung-hsi von 1673 und ihre Nachfolger. IV. Einige chinesische Bearbeitungen der Jesuitenkarten der Kienlung-Zeit (vorläufige Liste von 11 Kartenwerken). V. Drei ältere Landkarten Chinas: 1. eine Karte Chinas von 1679; 2. eine Karte Schantungs aus der Mitte des 19. Jhrh's; 3. eine koreanische Karte Chinas vom Jahre 1747. VI. Zum „Stählin-Atlas" von 1746 („rohe Kopie aus der Reichsgeographie Ta Ch'ing i-t'ung-chih von 1744, mit den Jesuiten- und d'Anvilleschen Karten läßt er sich gar nicht vergleichen"). VII. Tabelle für den Wechsel der Präfekturstädte Chinas zwecks Bestimmung undatierter Landkarten der Mandju-Zeit (in der Liste „sind alle Veränderungen für die Präfekturstädte der 18 Provinzen von etwa 1660 bis 1843 wiedergegeben"); VIII. Nachträge und Berichtigungen zum 1. Teile der Arbeit, Monumenta Serica I, 386ff. — 232—50 Desmond Martin, Preliminary Report on the Nestorian Remains north of Kuei-hua, Sui-yüan. (Vf. durchstreifte das Gebiet der inneren Mongolei vom Chao-ho aus am Shara Muren und bis Olon sume-in Tor, Nestorianer-Relikte aus der Zeit der Mongolen-[Yüan-]Dynastie.) — 250—6 Ch'en Yüan, On the Damaged Tablets Discovered by Mr. Martin in Inner Mongolia. (Vf. behandelt nach Photographien zwei für die Nestorianergeschichte wichtige Inschriften, die Martin von der im vorhergehenden Aufsatze genannten Unternehmung mitbrachte. Im ersten Teile der Arbeit wird nach einer in Olan Sume-in Tor gefundenen Inschrift ein Stammbaum des aus Montecorvino bekannten Königs Georg [闊里吉思] aufgestellt und weiter wird behandelt, welchem Glaubensbekenntnisse einzelne Fürsten anhingen. Im anderen Teile wird über die Grabstele Yeh-lü's (耶律) gesprochen, sie ist bislang die einzige bekannte Nestorianerstele). — Miscellaneous: 257—74 Kitamura Sawakichi, Quintessence of Ju. Zusammenfassend aus dem Japanischen übersetzt von Eugen Feifel. (Darstellung des Wesens des Konfuzianismus, teilweise mit Bezug auf westliche Begriffsbildung.) — 275—7 Zoltán de Takács, On the Hsiung-nu Figure at the Tomb of Huo Ch'ü-ping. (Vf. zeichnete bei Besuch im J. 1936 die Hsiung-nu-Figur ab, er findet im Gegensatze zu Bishop, Artibus Asiae 1928, Nr. 1, S. 37 in ihr mongoloide Züge. Abbildung einer Abreibung Dr. Herbert Müllers ist beigegeben.) — 278—85 Diether von den Steinen, Notes on a Theatrical Museum in Peking. (Vf. berichtet über Aufbau und Inhalt des privaten Museums zur chinesischen Theatergeschichte Kuo-chü ch'ên-lieh-kuan 國劇陳列館. Am Schlusse des Aufsatzes finden sich Bemerkungen v. d. Steinens über das Wechselverhältnis von dramatischer Dichtung und Schauspielkunst.) — 286—91 Ernst Schierlitz, In Memory of Alexander Wilhelm Baron von Staël-

Holstein. (Überblick über Leben und Arbeit Baron v. Staël-Holsteins mit Schriftenverzeichnis.) — 292—5 Witold Jablonski, Le professeur William Hung, lauréat du Prix Stanislas Julien. (Darstellung der Persönlichkeit Hungs und seiner wissenschaftlichen Bedeutung.) — 296—7 Walter Fuchs, Zur Druckausgabe der Shih-lu der Mandju-Dynastie. (Kurzer Hinweis auf die Bedeutung und den Inhalt der im Sommer 1937 von der Regierung Mandschukuos veröffentlichten Staatsaktensammlung der Mandschu-(Ch'ing-)Dynastie aus den Jahren 1583—1912 in chinesischer Sprache und Aufzählung philologischer Fragen, die diese Textausgabe zu lösen stellt.) — 298—326 Bücherbesprechungen. 327—44 Zeitschriftenschau a) über periodische Veröffentlichungen in europäischen Sprachen, b) über solche in chinesischer Sprache, letztere mit Inhaltsangabe. Friedrich Weller.

Le Muséon 50 1937:

1—2 1—4 L. Th. Lefort, La transcription des textes mutilés (Vorschläge für die Bezeichnung ergänzter oder unsicherer Buchstaben). — 5—52 L. Th. Lefort, Coptica Lovaniensia (saïdische Pentateuchstücke; 3 Tafeln). — 53—60 O. H. E. Burmester, The date of the translation of Saint Iskhīrūn (zu Le Muséon 47, 1 u. 81: arabischer Text mit Übersetzung; das Ereignis gehört ins Jahr 1333). — 61—83 J. Lebon, Le Pseudo-Basile (Adv. Eunom., IV—V) est bien Didyme d'Alexandrie (syrisches Zeugnis, nicht völlig überzeugend). — 85—100 W. Heffening, Die islamischen Hss. der Univ.-Bibl. Löwen (Fonds Lefort, Serie B und C) mit einer besonderen Würdigung der Mudauwana-Hss. des IV.—V./X.—XI. Jahrh. (zur arabischen und persischen Rechtsgeschichte). — 101—22 B. Moritz, Die Könige von Edôm, das Verzeichnis der Könige von Edôm Gen. 36, 31—39 (sprachliche Erklärung). — 123—44 E. Blochet, Sur le phénix (zur Geschichte der antiken Naturwissenschaft).

3—4 175—237 Walter Till, Saïdische Fragmente des Alten Testaments (aus den verschiedensten Büchern; vieles noch nicht saïdisch bekannt). — 239—68 G. Ryckmans, Inscriptions sud-arabes, quatrième série (neue Texte voller Namen). — 269—322 Hubert Grimme, Neubearbeitung der wichtigeren dedanischen und lihjanischen Inschriften (Geschichte von Dedan; Scheidung dedanischer [älterer] und lihjanischer [jüngerer] Texte). — 323—44 G. Ryckmans, Notes épigraphiques, deuxième série. IV. Le déchiffrement des inscriptions lihyanites et thamoudéennes (Würdigung und Kritik von Winnett, A study of the Lihyanite and Thamudic inscriptions 1937). V. Inscriptions thamoudéennes de Ramm (zu Revue Biblique 1934 S. 574ff.; 1935 S. 270; Umschrift, Übersetzung, Erklärung der Texte). VI. Graffites thamoudéens de 'Umm er-Raṣâṣ (desgleichen zu Revue Biblique 1936 S. 235ff.). — 345—51 I. Vosté O. P., Notes sur les manuscrits syriaques de Diarbekir et autres localités d'orient (über die letzten Schicksale der Hss.). — 353—65 I. Vosté O. P., Kas Kheder Magdassi à Elie XII., patriarche nestorien d'Alqoš (Rom 1734; syrischer Text mit Übersetzung, kirchengeschichtlich lehrreich). — 367—95 A. Ghilain, Index de termes en moyen-iranien (zu W. Henning, Das Verbum des Mittelpersischen, Zeitschr. f. Indol. u. Iran. 1933). J. Leipoldt.

The Museum of Far Eastern Antiquities (Östasiatiska Samlingarna) Stockholm 9 1937:

1—118 B. Karlgren, New studies in Chinese bronzes. (Diese Arbeit ist eine Fortsetzung der in BMFEA. 8 erschienenen großen Arbeit, in der Karlgren neue Gesichtspunkte und Arbeitsmethoden für die Altersbestimmung von frühen chinesischen Bronzen gab. Von den dort gewonnenen Ergebnissen, die von der Kritik bisher an keiner wesentlichen Stelle bestritten werden konnten, ausgehend, wendet sich Karlgren dem Dekor der frühen Bronzen zu, jedoch nicht von der ästhetischen Seite her, sondern von seiner statistischen Methode aus. Er teilt die zu untersuchende Zeit in 3 Perioden: a) Archaische Periode, die ihrerseits in Yin-Periode (bis 1122 v. Chr.) und Yin-Chou-Periode (bis 950) zerfällt, b) Mitte-Chou (bis etwa 650) und c) Huai (bis etwa 200 v. Chr.). Jeder dieser 3 Perioden nun können bestimmte Gerätetypen zugeschrieben werden, ebenso auch bestimmte Arten des Dekors oder von Dekorkombinationen, die in den anderen Perioden nicht vorkommen. Damit wird es möglich, auch nicht datierte Bronzen mit recht hoher Genauigkeit zu datieren. Selbst bei wissenschaftlich durchgeführten Grabungen kann man das nicht immer, da Bronzen als Ritualgefäße gelegentlich sehr lange Zeit benutzt und erst spät in die Erde gekommen sind; sie können also älter sein als die anderen Funde der Grabung.

Der erste Teil der Arbeit behandelt nur die archaische Periode. Es werden 3 Gruppen von Dekorelementen aufgestellt (A, B, C). Bei der Untersuchung ergibt sich, daß zwei Stilgruppen bestehen (A, B), deren Dekorelemente so gut wie niemals auf einem Gefäß zusammen auftreten, während die Dekorelemente C neutral sind und sich mit Gruppe A wie Gruppe B mischen. Das Auftreten von A- oder B-Elementen ist, wie gezeigt wird, nicht an bestimmte Formen von Geräten oder an verschiedene Dekorflächen auf einem Gefäß gebunden. Diese Ergebnisse sind durch Untersuchung von 1294 Gefäßen gewonnen, also eines umfassenden Materials. Es gab also — und das läßt sich jetzt nicht mehr bestreiten —, in der Yin-Zeit 2 Stile, die sehr nahe miteinander verwandt sind. Dabei erweist sich B als entwickelter als A. Der primäre Yin-Stil (A) zeigt die Tendenz, die ganze Oberfläche zu bedecken und nichts frei zu lassen. Er ist ein ausgesprochener Tierstil: T'ao-t'ieh in verschiedensten Formen, Zikaden, viele Drachenarten, Vögel, Schlangen, auch Elefanten treten auf. Daneben stehen als abstraktere Dekorelemente der Quirlkreis, (dessen Bedeutung unklar ist) und Keile. Geometrische Muster spielen keinerlei Rolle. Der sekundäre Yin-Stil (B) zeigt dagegen Tendenz zum Geometrischen, er ist künstlerisch ebenso wertvoll, zahlenmäßig ebenso stark vertreten. Der Dekor des sekundären Stils bedeckt meist nicht das ganze Gefäß, er ist sparsamer. Das T'ao-t'ieh ist ganz aus ihm geschwunden, es lebt als aufgelöstes T'ao-t'ieh weiter. Neue Motive sind: Kreisband, zusammengesetzte Rhomben, zusammenhängende T's, vertikale Rippen. Funde von Gußformen in An-yang beweisen, daß tatsächlich beide Stile zusammen in Anyang bestanden haben; vielleicht liegen hier verschiedene Handwerkerschulen vor: die eine Gruppe setzte die alte Tradition (A) fort, während eine andere Gruppe sich modernisierte (B). In der Yin-Chou-Periode sind B-Gefäße häufiger geworden als A-Gefäße.

Der kürzere zweite Teil der Arbeit zeigt, daß der Huai-Stil nicht erst han-zeitlich sein kann, sondern bis ins 7. Jahrh. v. Chr. heraufgeht. Daraus folgt, daß auch der Ordos-Stil nicht so jung sein kann, wie früher angenommen, sondern als Nachbarkunst spätestens vom 4. Jahrh. v. Chr. an bestanden haben

muß, möglicherweise schon noch früher. Karlgren beweist hiermit Hypothesen, die vor allem Grießmaier aufgestellt hatte. — Ich bin überzeugt, daß auch diese neuen Ergebnisse Karlgrens im wesentlichen unbestreitbar bleiben werden, daß sie hier und da korrigiert und ergänzt werden, wie das selbstverständlich ist, besonders, wenn neues Material hinzukommt; es steht aber zu hoffen, daß sich die Kunsthistoriker nun ihrerseits die Methodik Karlgren's — der kein Kunsthistoriker ist und auch nicht sein will — aneignen werden und auf ihrem Feld weitere ähnliche Untersuchungen anstellen werden. — 119—26. Vivi Sylwan, Silk from the Yin dynasty. (Werden Bronzen in Stoff gehüllt begraben, so geht unter bestimmten Bedingungen der Stoff mit der oxydierten Bronze eine Verbindung ein, die die Fasern erhält. So haben sich 2 Stoffreste auf Geräten erhalten, die in An-yang gefunden sind, deren zweiter hier untersucht ist. Es stellt sich heraus, daß das Gerät in mehrere Arten Stoff, darunter 3 Arten Seide, eingehüllt war, daß diese Seiden in Köperbindung gewebt waren, daß sie wahrscheinlich eingewebte (farbige ? ?) Muster hatten. Damit ist bewiesen, daß die Köperbindung nicht aus dem Westen nach China kam, wie man aus ihrem späten Auftreten bisher annehmen mußte.) — 127—31. Birgit Veßberg: Un bronze du style Houai, découvert à Rome. (Es wird bewiesen, daß ein Hu, das Anfang des Jahrhunderts in Rom ausgegraben ist, ein typisches Produkt des Huai-Stils ist. Es wird weiter wahrscheinlich gemacht, daß dieses Gefäß nicht erst in den letzten Jahrhunderten, sondern wohl schon gegen Ende der Han-Zeit nach Rom gekommen ist.)

10 1938:
1—64 C. G. Seligman and H. C. Beck: Far Eastern glass: some western origins. (Es werden frühe chinesische Gläser und glasähnliche Stoffe aus den Funden von Lo-yang und aus späterer Zeit [Han-Zeit] beschrieben, und es wird nachgewiesen, daß diese Gläser westasiatischen und ägyptischen Gläsern sowohl im Stil wie in der Farbgebung sehr nahe verwandt sind; ja, einige der Gläser werden wohl als Importe angesprochen werden müssen. Chemische Analyse und Spektralanalyse, die bei sehr vielen Stücken durchgeführt wurden, bewiesen, daß nach dem bisher vorliegenden Material zu schließen, die frühen chinesischen Gläser Barium enthalten, was in den frühen westlichen fehlt. Demnach wird man an eine sehr frühzeitige Eigenproduktion von Glas in China denken müssen. Die Verf. denken, daß die Beeinflussung hauptsächlich durch Turkestan ihren Weg genommen hat, es ist jedoch im Auge zu behalten, daß die meisten chinesischen Berichte, die allerdings von Glasgefäßen, nicht von Glasperlen sprechen — die ältesten Gläser in China sind vornehmlich Glasperlen —, immer auf Import via Südchina hinweisen [z. B. Han-shu 28b, 17b], so daß ein Importweg doch auch über das Meer gegangen sein muß.) — 65—82 B. Karlgren: Notes on a Kin-Ts'un Album. (Ist im wesentlichen eine Kritik des Buches von S. Umehara, Rakuyô Kinson kobo shûei über die Funde von Chin-ts'un. Der Verf. weist mehrere Schwächen in dem Buch auf und versucht an Hand der wenigen Datierungsmöglichkeiten abweichend von Umehara die Funde in die Zeit zwischen 450—230 v. Chr. zu datieren.) — 83—118 G. Montell: Sven Hedin's archæological collections from Khotan II. (Fortsetzung des Aufsatzes in BMFEA VII, behandelt die Metallfunde in Bronze, Eisen, Blei und Gold, die Steingegenstände, Knochen- und Elfenbeingegenstände. Es handelt sich wieder meist um Objekte des buddhistischen Kultes, vorwiegend um Kultfiguren. Jedoch werden auch Siegel behandelt und die gefundenen byzantinischen Münzen abgebildet. Interessant ist, daß schon im alten Khotan Eisen zur Herstellung von buddhistischen Kultbildern verwendet wurde. Im Anhang behandelt H. Smith 2 Manuskriptfragmente, Bruchstücke buddhistischer Texte.) W. Eberhard.

Neuphilologische Mitteilungen 39 1938:
261—8 O. J. Tuulio, Sur les passages en espagnol d'Ibn Quzmān, Hispano-Arabe du XII^e siècle (Erklärungen bzw. Emendationen zu den Gedichten 87, 90, 102, die teilweise sehr einleuchtend sind, als Probe einer angekündigten umfassenderen Arbeit).

375—86 P. Aalto, Contribution à l'étymologie de «baraque» (sucht das bisher nicht befriedigend erklärte Wort, angeregt von der Formähnlichkeit einer „barraca" auf Minorka mit babylonischen Stufentempeln, mit akkad. *parakku* in Verbindung zu bringen, wobei ihm freilich der Weg der Entlehnung — ob durch das Phönizische ? — entschiedene Bedenken aufwirft). R. H.

Nippon 3 1937:
1 1—4 O. Kümmel, Gedenkrede für Admiral Paul Behncke. — 4—20 O. Kümmel, Die Gegenwartsaufgaben der Japanologie. — 20—6 B. Siemers, Preußische Kolonialpolitik 1861—1862. (Behandelt u. a. die preußischen Pläne, in Formosa eine Kolonie zu gründen.) — 27—9 E. Görlich, Japan im katholischen deutschen Unterhaltungsschrifttum älterer Prägung. — 29—41 K. Osanai, Der Sohn. Einakter, übertr. v. S. Yuasa. — 41—7 D. Kunikida, Das Leid eines Knaben. Übers. v. M. Sakurai. — *W. Reese u. E. von Voß, Die unsichtbare Mauer Asiens (H. Thümmel).

2 65—78 K. Haushofer, Ähnlichkeiten der Entwicklung von Staat und Kultur in Italien, Deutschland und Japan. — 78—82 E. T. Baeltz, Im Dienst der Idee des Überpersönlichen. Abschiedsworte e. jap. Mutter an ihren deutschen Sohn. — 82—90 M. Ramming, Über die Herkunft der Japaner. (Verf. bringt eine Zusammenstellung der wichtigsten japanischen Hypothesen zu dieser Frage mit der zusammenfassenden Feststellung, daß das Grundelement des japanischen Volkes tungusischer Herkunft mit insel-asiatischem Einschlag ist. Die heute von manchen Seiten angenommene Einwanderung aus Südchina wird nur gestreift.) — 91—100 D. Kunikida, Der Tod eines armen Mannes. Übertr. v. S. Yuasa. — 100—3 Der Spinnenfaden. Übertr. v. T. Wakabayashi u. E. Jakob. — 103—8 S. Schüller, Die christliche Kunst in Japan. — 108—12 H. Sudheimer, Ein Reisbau-Tanz als Bon-odori. — 112—4 F. Rumpf, Komebuku — Awabuku.

3 129—47 J. B. Kraus, Staat und Religion in Altjapan. Kaiser Sūjin's Religionspolitik. (Auf Grund der europäischen Übersetzungen d. Kap. 63—65 d. Kojiki, d. Nihongi Sūjin Tennō 6. Jahr u. d. Kogoshūi behandelt d. Verf. die Eingliederung d. Izumo-Kultes in den Yamato-Kult.) — 147—52 F. O. H. Schulz, Ein Ritter d. japan. Schwertadels. Z. 25. Wiederkehr d. Todestages d. Generals Nogi. — 153—69 G. Yoshida, Das Kind eines Sträflings. Übertr. v. S. Yuasa. — *O. Vaccari and E. E. Vaccari, Complete course of Japanese conversation grammar (C. Scharschmidt). — *B. Siemers, Japans Eingliederung i. d. Weltverkehr 1853—1869 (C. Scharschmidt). — *K. Kimura, Großes jap.-dt. Wörterbuch (M. Ramming).

4 193—200 G. Kuwaki, Philosophie i. d. japan. Literatur. Eine Betrachtung über d. Nō-Drama „Yamauba". — 200—4 A. Sano-Gerber, Die Japaner als Nachahmervolk. — 205—11 T. Senzoku, Eine Plauderei über d. Meisterwerk d. japan. Literatur d. Gegenwart „Yoake mae (Vor Tagesanbruch)" v. T. Shimazaki. — 211—5 M. Suzuki, Goldfische. Übertr. v. S. Yuasa. — 216—22 D. Kunikida, Der Schutzmann. Übertr. v. H. Terano. — 222—32 A. E. Grix, Sumō-Ringkampf, der Nationalsport Japans. — 232—7 J. Fischer, Aus Japan. — *I. Nitobe, Bushidō, die Seele Japans (K. Wals).

4 1938:

1 1—22 E. Spranger, Japanische Kulturfragen. — 23—36 K. Miyamoto, Jugendbewegung und Jugenderziehung in Japan. — 37—41 T. Senzoku, Yanagi (Die Weide). Wiedergabe d. Bühnenstückes „Sanjūsan-gen-dō munagi no yurai". — 42—3 Der Flötenspieler. Übers. v. N. Kaneko u. H. Bohner. — *M. Piper, Das japanische Theater (F. Rumpf).

2 65—72 C. Itō, Die Baukunst Japans und Chinas. (Verf. untersucht d. geistigen Grundlagen d. Baukunst der beiden Länder u. findet sie für China i. d. taoistischen u. für Japan i. d. shintoistischen Weltanschauung.) — 73—82 M. Kuni, Tanzkunst in Japan. (Aufzählung d. alten japan. Kunsttänze u. ihrer geschichtlichen Entwicklung.) — 82—6 H. Zachert, Geistesströmungen u. Tagesfragen in Japan. (Verf. behandelt die heute in Japan erhobene Forderung einer gegenwartsverbundenen Literaturwissenschaft unter Beifügung einer kurzen, aber recht brauchbaren Literaturübersicht zu dieser Frage.) — 87—102 T. Shimazaki, Hanzō's Pilgerfahrt. Aus dem Roman „Yoake mae". Übertr. v. K. Wals. (Von den heute zahlreich erscheinenden Übersetzungen aus der modernen japan. Literatur muß die vorliegende sowohl in ihrer gedanklichen Klarheit wie auch in ihrer stilistischen Formung als vorbildlich bezeichnet werden.) — 102—9 M. Doi, Wakanashū von Tōson. Übers. v. F. Takahashi. — 109—10 Japanisches Soldatenlied aus der Mandschurei. Übertr. v. D. Schäfer. — *L. G. Scheidl, Die geographischen Grundlagen des japan. Wesens (K. Wals).

3 129—54 W. Prenzel, Der Japaner und der Deutsche als Vertreter des seelischen und des geistigen Menschen. Ein Deutungsversuch. — 155—67 K. Haushofer, Japans Seitenstück zur Göttlichen Komödie des Dante. Eine kulturpolitische Studie aus dem Felde vergleichender Volksseelenkunde. — 168—72 M. Nagato, Kulturstudien und die japanische Sprache. (Verf. betont in diesem, der Zeitschrift „Contemporary Japan" entnommenen Aufsatz die unbedingte Forderung der Kenntnis der japan. Sprache bei einer Beschäftigung mit der japan. Kultur.) — 172—95 R. Tokutomi, Natur und Leben. Übertr. v. M. Nakajima. — *H. Praesent u. W. Haenisch, Bibliographie von Japan, 1933—1935 (F. Rumpf). *K. Haushofer, Altjapan (M. Ramming). — *U. Tornau, Menschen und Weltreiche. Bevölkerungspolitisches Ringen am Stillen Ozean (M. Ramming).

4 217—22 K. Kanakogi, Der deutsche Führerstaat und das japanische „Sumera-Mikuni". — 222—9 B. Siemers, Die ersten japanischen Gesandtschaften in Berlin. (Unter Benutzung von Material aus dem Geheimen Staatsarchiv schildert Verf. die Gesandtschaften, beginnend mit dem Jahre 1862.) — 230—45 W. Roth, Die japanischen Thronbesteigungszeremonien. — 245—63 A. Ueda, Die Schlange. Übertr. v. E. Takeuchi. — *H. Kato, Mandschukuo. Führer durch die mandschurische Wirtschaft (K. Wals).

Den Schluß eines jeden Heftes bildet ein Abschnitt „Deutsch-japanische Kulturbeziehungen" und eine Japan-Bibliographie deutscher Schriften von H. Praesent. W. Haenisch.

Oriens Christianus 34 1937:

1 1—26 Anton Baumstark, „Te deum" und eine Gruppe griechischer Abendhymnen (stil- und religionsgeschichtliche Einordnung, mit Vergleichung z. B. altägyptischer Texte). — 27—58 Andreas Evaristus Mader S. D. S., Ein Bilderzyklus in der Gräberhöhle der St.-Euthymios-Laura auf Mardes (Chirbet el-Mard) in der Wüste Juda (wertvoll für die älteste Geschichte und Ortskunde des palästinischen Mönchtums; Veröffentlichung bisher unbekannter Bilder und Graffiti, darunter eines arabischen Gebetes). — 59—62 Alfons Maria Schneider, Neue Funde in Eṭ-ṭâbġa (Kapelle unter der Brotvermehrungskirche). — 62—102 Sebastian Euringer, Die äthiopische Anaphora unserer Herrin Maria herausgegeben, übersetzt und mit Bemerkungen versehen (wertvolle Einleitung: Literatur, Textkritik, Entstehungsgeschichte). — 103—18 A. Baumstark, Die Schönbachschen Bruchstücke einer Evangelienharmonie in bayrisch-österreichischer Mundart des 14. Jahrhunderts (Auswertung für das Diatessaron, nicht besonders ergiebig). — 118—22 A. M. Schneider, Forschungen und Funde in Istanbul (Atrium und Mosaiken der Sophienkirche usw.).

2 169—91 Anton Baumstark, Ein „Evangelium"-Zitat der manichäischen Kephalaia (Keph. S. 17 Z. 5—9 wird der ursprüngliche Text hergestellt und als tatianisch erwiesen; dem koptischen Übersetzer habe unmittelbar die aramäische Urfassung der Keph. vorgelegen). — 192—212 Andreas Evaristus Mader S. D. S., Ein Bilderzyklus in der Gräberhöhle der St.-Euthymios-Laura auf Mardes in der Wüste Juda (zu S. 27ff.: abschließende archäologische Untersuchungen; eine sichere Datierung der Bilder zur Zeit unmöglich). — 213—47 Hieronymus Engberdinz O. S. B., Die syrische Anaphora der 12 Apostel und ihre Paralleltexte (synoptische Texte mit liturgiegeschichtlicher Erklärung und einem Versuche, die älteste Fassung zu gewinnen). — 248—62 Sebastian Euringer, Die äthiopische Anaphora unserer Herrin Maria usw. (vgl. S. 62ff.). — 263—9 A. M. Schneider, Ziegelstempel aus Konstantinopel (Texte mit Angaben zur Datierung). — 269—72 O. Puttrich-Reignard, Bericht über die Frühjahrsgrabung 1937 auf Chirbet el-minje bei Tabgha am See Genezareth in Palästina („Aufdeckung einer Moschee und einer unmittelbar an sie anschließenden, prächtig ausgestatteten Palastanlage"). J. Leipoldt.

Revue Africaine 1937:

372/3 J. Cantineau, Les Parlers arabes du Département d'Alger (Karte der Dialekte mit Unterscheidung in Dialekte der Ansässigen und der Nomaden, unter welch letzteren zwei große Gruppen zu unterscheiden sind, die für das Dep. Alger als solche des Tell und der Sahara unterschieden werden könnten. Auffallend ist im Dep. Alger das Überwiegen der Nomadendialekte). R. H.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig, C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries GmbH. in Leipzig. Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.